



Die Lehren der preussischen Landtagswahlen.

Von
Paul Hirsch.
(Charlottenburg.)

Die Frage der Beteiligung der Sozialdemokratie an den preussischen Landtagswahlen hat durch die in Stuttgart gefasste Resolution keineswegs ihre Erledigung gefunden. Wie die Dinge einmal lagen, musste man sich mit einem Verlegenheitsbeschluss begnügen, um eine Angelegenheit, die innerhalb der Partei zu jahrelangen, heftigen Auseinandersetzungen geführt hatte, wenigstens vorläufig aus der Welt zu schaffen. Bei der Kürze der Zeit, die uns von dem Wahltermin trennte, konnte der Parteitag weder die Pläne Derjenigen, die bereits in den Wahlkampf eingetreten waren, durch Wiederherstellung des Kölner Beschlusses zu Schanden machen, noch konnte er durch Annahme eines Antrages auf allgemeine Beteiligung diejenigen Genossen, die nun einmal von einer Theilnahme an der Wahl unter dem Dreiklassenwahlsystem nichts wissen wollten, zwingen, ihrer innersten Ueberzeugung zuwider zu handeln. Auf die Dauer aber kann und darf die Partei sich nicht mit dem Stuttgarter Beschluss zufrieden geben. Denn mag man nun zu den entschiedensten Gegnern der Beteiligung gehören oder mag man auf dem entgegengesetzten Standpunkt stehen, das ist sicher, dass in Zukunft ein einheitliches Vorgehen unbedingt erforderlich ist, wenn anders nicht ein ernst gemeinter politischer Kampf zur blossen Farce herabgewürdigt werden soll. Ein solches Verhalten wäre der sozialdemokratischen Partei unwürdig, ganz abgesehen von der taktischen Unklugheit, die darin liegt, dass etwa von drei lokal eng mit einander verbundenen Kreisen mit den gleichen politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen der eine dem Wahlkampfe völlig gleichgiltig gegenübersteht, der zweite selbständig vorgeht, und der dritte schliesslich auf die Erringung eigener Mandate verzichtet, aber doch durch sein Eintreten die bürgerliche Opposition stärkt.

Dass die Frage der Wahlbeteiligung, wie die neunmalweisen bürgerlichen Zeitungsschreiber schadenfroh prophezeiten, zu einer Spaltung der Partei führen würde, und dass nur deshalb in Stuttgart von einer eingehenden Erörterung der Frage abgesehen wurde, davon kann natürlich keine Rede sein. Im Gegentheil, innerhalb der Sozialdemokratie kann eine offene Aussprache über Meinungsverschiedenheiten nur zur Klärung beitragen, und so werden denn auch die Erörterungen, die jetzt unmittelbar

nach der Wahl in der Parteipresse und in Versammlungen gepflogen werden, gute Früchte zeitigen. Wir haben aus der Wahl gelernt, und wir werden unsere Erfahrungen praktisch zu verwerthen wissen, nicht, um uns selbst zu schwächen, sondern um die Macht unserer Gegner zu brechen.

Zu weit gehende Schlüsse darf man aus den letzten Wahlen nicht ziehen. Weder haben die Freunde der Wahlbetheiligung das Recht, den anders Denkenden zuzurufen, dass alle Gegengründe sich als nicht stichhaltig erwiesen haben, noch steht den Gegnern der Betheiligung das Recht zu, davon zu reden, dass ihre Befürchtungen in Erfüllung gegangen sind. Weder das eine, noch das andere dürfte den Thatsachen völlig entsprechen. Soweit dieser erste schwache Versuch, mit der alten Tradition der allgemeinen Wahlenthaltung zu brechen, zu einem Schlusse berechtigt, kann es nur der sein, dass die Sozialdemokratie da, wo sie den Kampf ernsthaft aufgenommen hat, keinen Grund hat, mit ihren Erfolgen unzufrieden zu sein, dass sich aber auch keine Veranlassung für sie ergibt, die Siegesfanfare zu schmettern. Nachdem wir Jahre hindurch den preussischen Landtag als eine *quantité négligeable* betrachtet und ohne Kampf den bürgerlichen Parteien das Feld überlassen hätten, konnten wir schlechterdings beim ersten Ansturm nicht den Sieg davon tragen. Es galt lediglich, das Schlachtfeld zu sondiren, zu prüfen, wo sich der Feind eine Blöße giebt und weitere Erfahrungen zu sammeln, um für den Fall, dass dem Vorpostengefecht über fünf Jahre ein allgemeiner Angriff folgt, wohlgerüstet unsere Schaaren ins Feld zu führen.

Einen Erfolg hat die Sozialdemokratie sicher aufzuweisen, die Stärkung der bürgerlichen Opposition auf Kosten der Rechten um eine Anzahl von Mandaten, die zwar gering an Zahl sind, aber doch immerhin ausreichen, um die Gefahr einer Zufallsmehrheit, die bei der Lex Recke über unseren Häuptern schwebte, zu verringern. Man unterschätze diesen Erfolg nicht, aber man schlage ihn auch nicht zu hoch an: man unterschätze ihn nicht, indem man sagt, es kommt nicht darauf an, ob der Rechten ein halbes Dutzend oder ein ganzes Dutzend Stimmen an der absoluten Majorität fehlen, da doch im entscheidenden Momente schon genug unsichere Kantonisten von der nationalliberalen Partei sich auf die Seite der Reaktion schlagen werden. Die so argumentiren, übersehen, dass ein volles Dutzend Abtrünnige denn doch nicht so leicht zusammenzubringen ist. Und man schlage den Erfolg nicht zu hoch an, indem man sich in Sicherheit wiegt und sich dem Glauben hingiebt, dass die Gefahr neuer reaktionärer Maassregeln überhaupt beseitigt ist. Der eigentliche Grund des Scheiterns der Lex Recke war ja nicht die Standhaftigkeit der Nationalliberalen, sondern das politisch ungeschickte Vorgehen der Regierung, die sich den Wünschen einer doch immerhin 84 Köpfe zählenden Partei absolut unzugänglich zeigte. Ein neues reaktionäres Vereinsgesetz wird die Regierung, wenn sie nicht allzu ungeschickt vorgeht, auch jetzt mit Leichtigkeit durchsetzen können, und für eine neue Auflage des Zedlitzschen Volksschulgesetz-Entwurfes ist die Mehrheit ebenfalls gesichert. Ebenso wird die Regierung bei jeder andern reaktionären Maassregel auf Zustimmung stossen, die nur der Arbeiterklasse, nicht aber auch der Bourgeoisie, zum Nachtheil gereicht.

In dieser Beziehung hat sich also nichts geändert. Aber das haben ja auch die eifrigsten Freunde der Wahlbetheiligung nicht erwartet, dass die Sozialdemokratie im Stande wäre, beim ersten Ansturm solche Gefahren abzuwenden. Was sie hauptsächlich bewog, der Betheiligung das Wort zu reden, das war die Erkenntniss, dass die herrschenden Klassen immer mehr und mehr bestrebt sind, die Entscheidung über wichtige Fragen den Einzellandtagen zu überlassen und auf diese Weise die Bedeutung des Reichstages abzuschwächen. Aus dieser Erkenntniss heraus entsprang das durchaus berechtigte Verlangen der Arbeiterschaft, da, wo ihre vitalsten Interessen auf dem Spiele stehen, auch ein Wörtchen mitzureden, sei es auch vorläufig nur, um den herrschenden Klassen einmal gehörig den Text zu lesen. Die blosse Stärkung der bürgerlichen Opposition war keineswegs das ursprüngliche Ziel der Freunde der Wahlbetheiligung, wenn sie auch schliesslich durch die Uneinigkeit in den Reihen der Parteigenossen selbst sich mit diesem halben Erfolge zufrieden geben mussten.

Linksstehende bürgerliche Blätter suchen es so darzustellen, als ob die Schwächung der Reaktion dem Vorgehen des liberalen Bürgerthums zu danken sei, und in ihrer Freude über einige gewonnene Mandate, die sie zum Theil sogar auf recht unanständige Weise erobert haben, reden sie von einem Zug nach links, der sich innerhalb des freiheitlich gesinnten Bürgerthums bemerkbar macht. Keine gröbere Entstellung der Wahrheit, als dies Gefasel von dem Zuge nach links! Wem verdanken denn die freisinnigen Parteien ihre „Erfolge“? Aus eigener Kraft ist es ihnen höchstens gelungen, in einigen grossen Städten den Sieg zu erringen, und auch da zum Theil nur, wie beispielsweise in Berlin III, durch die Wahlenthaltung unserer Partei. Die neun Mandate in Breslau, Frankfurt a. M., Görlitz und Hagen sind, wie sich ziffernmässig nachweisen lässt, mit sozialdemokratischer Hilfe behauptet bezw. neu erworben, in anderen Kreisen, z. B. in Königsberg, sind die Freisinnigen den Nationalliberalen verpflichtet, und einige weitere Kreise in der Provinz Posen haben sie den Konservativen um den Preis der politischen Ehre abgekauft. Wenn die Freisinnigen auf diese Erfolge stolz sind, so zeigt das nicht nur, wie anspruchslos sie im Laufe der Jahre geworden sind, sondern auch, wie ihnen jedes Gefühl für Anstand und Ehre im politischen Kampfe abhanden gekommen ist. Nun und nimmer aber lässt sich daraus auf einen Zug nach links schliessen. Ebensowenig ist der bekannte Professoren-Aufruf im Kreise Teltow-Beeskow, über den die freisinnige Presse in ein wahres Freudengeheul ausgebrochen ist, das Anzeichen eines Zuges nach links. Kein Wort von der Unterstützung des freisinnigen Kandidaten ist in diesem Aufruf zu finden, der lediglich dem Unwillen über die allzu dreiste Interessenpolitik der Konservativen entsprungen ist und überdies auf die Wähler gar keinen Eindruck gemacht hat.

Politische Kinder, die sich gern in Schlaf singen lassen, mögen an den Zug nach links glauben. Wir können nicht daran glauben, ja, wir sind sogar so ketzerisch, zu erklären, dass die diesjährigen Landtagswahlen die völlige Bankerottklärung des bürgerlichen Liberalismus bedeuten. Ist es nicht geradezu ein Hohn, dass vor den Wahlen die angesehensten Organe des bürgerlichen Liberalismus fort und fort von der

Nothwendigkeit des Kampfes gegen das Junkerthum reden, und dass trotzdem das Bürgerthum, zu schwach, sich zum energischen Kampfe aufzuraffen, sich auch in solchen Kreisen mit dem Junkerthum verbindet, die es ihm, wenn alle liberalen Parteien geschlossen vorgegangen wären, mit Leichtigkeit hätte entreissen können? Ist es nicht ein Hohn, wenn die freisinnige Vereinigung, die bisher die Polenpolitik der Regierung bekämpft hat, dieselbe Politik plötzlich billigt, weil ihr zum Dank dafür einige Mandate, theilweise sogar auf Kosten der freisinnigen Volkspartei, verheissen werden? Wer so seine politische Ueberzeugung für dreissig Silberlinge verschachert, der darf sich nicht wundern, wenn anständige Menschen ihm in Zukunft mit Verachtung aus dem Wege gehen. Und wenn weiter die Nationalliberalen, diese fanatischsten Gegner des Zentrums in kirchlichen und Schulangelegenheiten, sich dazu herbeilassen, ihrem Todfeinde ein Mandat zu verschaffen, nur um zu verhindern, dass ein Mitglied der nationalsozialen Partei in den Landtag einzieht — was bedeutet das anders, als ein Preisgeben des liberalen Gedankens auf Kosten der politischen Ehrlichkeit?

Die Gegner der Wahlbetheiligung haben häufig das Schlagwort von der Korruption gebraucht. Gewiss, die Korruption ist da, aber sie ist nicht da in unseren Reihen, sondern in den Reihen der Bourgeoisie, und diese Korruption kann uns nur zum Vortheil gereichen. Die einzige Partei, die mit unbeflecktem Schilde aus dem Kampfe hervorgeht, ist die sozialdemokratische, und diese eine Thatsache, dass die rothe Fahne keinen hässlichen Fleck aufweist und auch in Zukunft stolz dem Proletariat voranflattern darf, ist mehr werth als die Eroberung einiger Mandate durch Buhlerei um die Gunst bürgerlicher Parteien oder durch Aufgeben eines Parteiprinzijs.

Die Sozialdemokratie hat von Neuem bewiesen, dass sie, wo immer und unter welchen Umständen immer sie kämpft, die Ehre der Partei zu wahren weiss. Diese unbestreitbare Thatsache sollte auch den Gegnern der Wahlbetheiligung die Ueberzeugung beibringen, dass von einer allgemeinen Betheiligung der Sozialdemokratie an der Wahl eine Korruption der Partei nicht zu befürchten ist, auch dann nicht, wenn dieser Kampf nicht lediglich unter dem Gesichtspunkt der Stärkung der bürgerlichen Opposition geführt wird, sondern wenn er geführt wird unter dem Gesichtspunkt der Gewinnung eigener Mandate.

Aber, so wenden die Gegner der Betheiligung ein, eigene Mandate können wir nur gewinnen, wenn wir ein Kompromiss mit bürgerlichen Parteien schliessen, und das dürfen und können wir nicht. Nun, ich lege auf das Wort Kompromiss nicht allzu grossen Werth, so lange nicht endgiltig festgestellt ist, was die Partei eigentlich unter diesem Begriff versteht. Ist mit dem Begriff des Kompromisses das Preisgeben eines Parteiprinzijs verbunden, dann allerdings müssen wir von einem „Kompromiss“ absehen. Handelt es sich aber lediglich darum, durch eine geschickte Taktik unsere Machtstellung auszunutzen, dann ist ein „Kompromiss“ durchaus ungefährlich, zumal, da wir solche „Kompromisse“ von jeher geschlossen haben und noch jetzt tagtäglich schliessen. Zum Beweis dafür sei es gestattet, das Zeugniß eines Genossen anzuführen, den wohl auch

die entschiedensten Gegner der Wahlbetheiligung als durchaus einwandfrei anerkennen, und von dem wohl Niemand zu behaupten wagt, dass er je ein Parteiprinzip preisgegeben hat. Dieser Genosse ist unser Veteran Wilhelm Liebknecht.

Liebknecht erzählt in der Einleitung zum Leipziger Hochverraths-Prozess, dass die Partei früher auch Beziehungen zu der süddeutschen Volkspartei und zu den bürgerlich-republikanischen Ausläufern und Epigonen der Märzrevolution unterhalten, dabei aber niemals die Kluft vergessen habe, die diese Männer von uns trennte. Er fährt dann wörtlich fort: „Solche „Bündnisse“ und „Verhältnisse“ sind in der praktischen Politik unvermeidlich. Und unter verständigen Menschen sind sie auch durchaus ehrlich. Man geht zusammen, so lange es nützlich, und trennt sich, sobald die Bedingungen des Zusammengehens erfüllt oder nicht mehr vorhanden sind. Natürlich darf man sich nicht übertölpeln lassen“. Nun, etwas Anderes haben auch die Freunde der Wahlbetheiligung niemals unter einem „Kompromiss“ verstanden; ja, sie gehen sogar nicht einmal so weit, sie unterhalten nicht einmal Beziehungen zur bürgerlichen Opposition, im Gegentheil, sie setzen dieser die Pistole auf die Brust und zwingen sie kraft ihres aus eigener Macht erworbenen Einflusses, der Sozialdemokratie diejenigen Mandate abzutreten, die ihr von Rechtswegen zukommen.

Tritt die Sozialdemokratie das nächste Mal geschlossen in den Wahlkampf ein und einigt sie sich von vornherein dahin, überall eigene Wahlmänner aufzustellen, so ist es nach den bisherigen Erfahrungen zweifellos, dass sie in mehr als einem Kreise den Ausschlag geben wird. Dann ist zweierlei möglich: entweder, wir verlangen, wie dies bereits früher von anderer Seite vorgeschlagen ist, in einem Kreise, wo mehrere Abgeordnete zu wählen sind, dass die Wahlmänner der bürgerlichen Opposition für einen von uns vorgeschlagenen Kandidaten stimmen, falls sie von uns das Eintreten für ihren Kandidaten fordern, oder aber, wir verpflichten uns, für die bürgerliche Opposition in einem Kreise nur unter der Bedingung zu stimmen, dass die Wahlmänner dieser Partei in einem andern Kreise für uns stimmen. Das ist ein Bündniss, wie es, um mit Liebknecht zu reden, in der praktischen Politik infolge des Dreiklassenwahlsystems unvermeidlich ist, und es ist auch durchaus ehrlich. Wir gehen zusammen, so lange es nützlich ist, und trennen uns, sobald die Bedingungen des Zusammenlebens erfüllt oder nicht mehr vorhanden sind. Und dass wir etwa übertölpelt werden, diese Furcht brauchen wir nicht zu hegen. Man sagt, wir befinden uns in einer Zwangslage; wir müssen einfach für die bürgerliche Opposition stimmen, gleichviel, ob diese sich zu einer Gegenleistung bereit erklärt oder nicht, und man glaubt in den Vorfällen bei der letzten Wahl in Breslau eine Bekräftigung dieser Ansicht erblicken zu dürfen. Allerdings befanden wir uns in Breslau in einer Zwangslage, aber doch nur deshalb, weil dies der einzige Kreis war, in welchem wir den Ausschlag zwischen den Freisinnigen und den Reaktionären zu geben hätten. Wäre es uns gelungen, in anderen Kreisen in dieselbe ausschlaggebende Stellung zu kommen -- und in vielen Kreisen, z. B. Berlin III, Teltow-Beeskow, Ober- und Niederbarnim, war dies möglich --, so hätten wir uns nicht einfach dem Willen der Freisinnigen zu fügen brauchen,

sondern wir hätten kraft unserer Macht sie zur Abtretung von Mandaten zwingen können. Würden sie sich darauf nicht einlassen, würden sie uns zu übertölpeln suchen, dann freilich müssten wir rücksichtslos von unserer Machtstellung Gebrauch machen und unsere Wahlmänner veranlassen, sich der Stimme zu enthalten. Ob dadurch der reaktionäre Kandidat zum Siege gelangt, könnte uns in diesem Falle völlig gleich sein, denn dann wären ja wir es nicht, die die Reaktion gestärkt haben, sondern dieser Vorwurf fiel zurück auf die sogenannten Freisinnigen, die es nicht über sich vermocht hätten, für einen Sozialdemokraten einzutreten und die dadurch von Neuem den Beweis geliefert hätten, dass sie Werth darauf legen, zu der „einen reaktionären Masse“ zu gehören.

Von hoher Bedeutung ist die Frage, wie sich unsere Genossen mit dem Dreiklassenwahlsystem abgefunden haben. Da hat es sich zunächst gezeigt, dass die Drittelung in einzelnen Wahlbezirken für uns von weit grösserm Vortheil ist, als die Drittelung in dem ganzen Kreise. Ohne Zweifel haben wir Bezirke aufzuweisen, in denen wir bei Aufbietung aller Kräfte in allen drei Klassen sozialdemokratische Wahlmänner durchbringen können, während wir in vielen anderen Bezirken nicht einmal in der dritten Klasse einen Sieg erringen können. Wenn die Verhältnisse aber so liegen, so ist es nicht ausgeschlossen, dass wir in diesen oder jenen Kreisen über die gesammten bürgerlichen Wahlmänner die Oberhand gewinnen und aus eigener Kraft unsern Kandidaten durchbringen. Jedenfalls bietet uns in diesem Punkte das Dreiklassenwahlsystem für den Landtag grössere Chancen, als das für die Stadtverordnetenversammlungen. Mit positiver Sicherheit lässt sich das bei dem Mangel einer auch nur einigermaassen ausreichenden Statistik natürlich nicht voraussagen, aber ebensowenig haben wir das Recht, das Gegentheil zu prophezeien. Hier ist allein die praktische Erfahrung maassgebend; und diese besitzen wir bisher nicht in genügendem Maasse.

Was die öffentliche Stimmabgabe betrifft, so haben sich einige Anhänger der Wahlbetheiligung in ihrem Uebereifer dazu hinreissen lassen, auch in ihr kein Hinderniss zu erblicken. So weit wage ich nicht zu gehen, denn wenn auch viele Genossen ohne Zaudern öffentlich für einen sozialdemokratischen Wahlmann gestimmt haben, so wissen wir doch andererseits nicht, wie viele von denen, die bei der Reichstagswahl für uns stimmen, diesmal der Wahl fern geblieben oder für einen bürgerlichen Wahlmann eingetreten sind. Jedenfalls wird ihre Zahl nicht ganz unbedeutend sein. Man darf sich auch nicht zum Beweis für die Harmlosigkeit der öffentlichen Stimmabgabe auf das Zeugniß jenes Breslauer Nationalliberalen berufen, der da betonte, dass gerade die sozialdemokratischen Arbeiter die tüchtigsten sind. Ein solches Lob aus gegnerischem Munde ist immer bedenklich, und es erklärt sich in diesem Falle aus dem Umstande, dass den Nationalliberalen in Breslau an einem Sieg der Freisinnigen lag, der aber nur durch das Eintreten der sozialdemokratischen Wahlmänner für die freisinnigen Kandidaten gesichert schien. Bei einer allgemeinen Wahlbetheiligung der Sozialdemokraten würden Maassregelungen ohne Ende die Folge der öffentlichen Stimmabgabe sein, und diese Folgen würden manche durchaus auf sozialdemokratischem Boden stehende, aber

wirtschaftlich abhängige Arbeiter davon zurückhalten, ihre Stimme so abzugeben, wie sie es bei einer geheimen Wahl thun würden.

Nein, die offene Wahl ist und bleibt für uns ein mächtiges Mittel in der Hand der Reaktion, um über Andersdenkende die Hungerpeitsche zu schwingen, und deshalb muss unser Streben dahin gehen, auch für die Landtagswahlen die geheime Wahl einzuführen. Aber von selbst werden die herrschenden Klassen sich zu dieser Konzession nicht herbeilassen, sie muss ihnen abgezwungen, sie muss von der Arbeiterklasse erkämpft werden, und gerade deshalb sollten Diejenigen, die aus diesem Grunde Gegner der Wahlbetheiligung sind, in allererster Linie für eine allgemeine Bethheiligung an den nächsten Wahlen eintreten.

Weiter fällt schwer ins Gewicht, dass die Wahlagitation auf unserer Seite nicht in dem Maasse betrieben wurde und betrieben werden konnte, wie es erforderlich war. Ganz abgesehen davon, dass wir selbst in der ganzen Frage noch zu keiner Einigung gelangt waren, ganz abgesehen davon, dass das Beispiel Berlins auf die Genossen in der Provinz lähmend wirkte, fehlte es uns auch an geeignetem Material, um unseren Rednern Stoff zur Bekämpfung der Gegner zu bieten. Das muss anders werden. In unserer Presse und in Broschüren muss mehr als bisher auf die Bedeutung des preussischen Landtages hingewiesen werden, um endlich einmal die Ansicht aus der Welt zu schaffen, als sei der Landtag etwas Nebensächliches. Nein, der preussische Landtag ist von grösserer Wichtigkeit, als man vielfach in unseren Reihen annimmt, und seine Bedeutung steigt in demselben Maasse, wie die reaktionären Mächte bemüht sind, die Entscheidung über schwerwiegende Fragen dem Reichstage zu entziehen. Dies Streben nimmt von Jahr zu Jahr zu, und so werden wir schliesslich, wenn wir überhaupt noch mitthun wollen, dazu gezwungen werden, uns an den Landtagswahlen zu betheiligen, mögen wir es wollen oder nicht.

Die politische Situation wird innerhalb der sozialdemokratischen Partei jeden Zweifel, ob eine Bethheiligung an den nächsten Wahlen geboten ist, beseitigen, und sie wird die Frage in bejahendem Sinne lösen. Es hat für die Gegner der Wahlbetheiligung keinen Zweck, sich dieser Erkenntniss zu verschliessen; bei ruhiger, vorurtheilsloser Beobachtung werden auch sie sich von der Nothwendigkeit der Bethheiligung überzeugen. Dann aber muss die Partei in sich geschlossen vorgehen, sie muss sich klar darüber sein, welcher Weg zum Ziele führt. Der Stein ist einmal ins Rollen gekommen, und einer der nächsten Parteitage wird sich nochmals eingehend mit der Frage der Wahlbetheiligung zu beschäftigen haben. Allzu schwer wird ihre Beantwortung nicht sein.

Skizzen aus der sozialpolitischen Litteratur und Bewegung.

Von
Isegrim.

IV. War Friedrich Engels milizgläubisch?

In ihrer allgemeinen Auffassung des „Militarismus“ — ich spreche nicht von der parlamentarischen und agitatorischen Bekämpfung konkreter militärischer Forderungen — hat die Sozialdemokratie noch immer sehr viel Aehnlichkeit

mit jenen sonderbaren Schwärmern, die mit einem Male entdeckt haben, dass an Stelle des wilden, verrohenden Fleischgenusses der Vergangenheit in Zukunft die zahme vegetabilische Breinahrung den Menschen nicht bloß körperlich erhalten, sondern auch in jeder Beziehung veredeln müsse — oder die alle medizinischen Greuel und Scheuel in endlos rieselndem Wasser zu ersäufen trachten, die im Impfwang den Ruin der Völker sehen und denen selbst Bacchus und Gambrius nur giftmischerische Scheusale sind. Hier wie dort dieselbe verblüffende Kritiktlosigkeit, aber auch derselbe heilige Eifer, halb wahre und halb-verdaute Schlagworte sofort zu einem System auszubauen, das alle Wahrheit umschliesst und alles Heil bringt, und gegen das nur unverbesserliche Barbaren und Schwachköpfe ankämpfen können. Hier wie dort derselbe Glaube an die gravirenden „Fälle“, mit denen alles Wissen und Können der Gegner ein für alle Mal vor dem höchsten Richterstuhl der Vernunft und der Geschichte zermalmend verurtheilt ist. Selbst der Ton, in dem die neue Auflage des alten Bürgergardistenideals vom militärischen Fachmann spricht, kann gewöhnlich kaum überboten werden durch die Mischung von gnädiger moralischer Herablassung und vernichtender geistiger Ueberlegenheit, mit der der rosig verklärte Wasserapostel das finstere Scheusal von ärztlichem Fachmann in die Wolfsschlucht hinabschleudert.

Indess, davon wollte ich nicht sprechen, und es ist vielleicht nicht einmal nützlich, diese Dinge auch nur mit einem Worte zu streifen.

Ich beabsichtige nur, weniger für die Gläubigen wie für die Zweifelnden, hervorzuheben, dass durchaus nicht alle geistig führenden Vertreter der Sozialdemokratie sich für die Miliz besonders erwärmt haben. Und was mir, bei einer jahrelangen aufmerksamen Verfolgung aller militärpolitischen Ausführungen aus Parcikreisen, stets am auffälligsten war: Friedrich Engels, „Genosse“, nicht „Herr“ Friedrich Engels, der sogar von Jugend auf militärische Fragen zu einem Lieblingsstudium gemacht hatte, Friedrich Engels hat für die Gegenwart nie recht an die Ueberlegenheit des Milizsystems geglaubt, obwohl er das heutige System schliesslich aus seiner eigenen innern Bewegung im wirklichen Volksheer enden sah — was doch gegen die übliche Milizvorstellung einen ebenso fundamentalen Unterschied bedeutet, wie wenn man einerseits glaubt, der Kapitalismus werde durch sein eigenes Fortschreiten schliesslich eine genossenschaftliche Gesamtproduktion erzeugen, in diese hineinwachsen, oder andererseits: man müsse dem heutigen Kapitalismus genossenschaftliche Betriebe entgegenstellen, die ihn durch ihre Ueberlegenheit heute schon schlagen und ersetzen sollen.

Ich gebe zu, dass Engels' Aeusserungen über die Entwicklung des Militarismus nicht immer ganz einheitlich lauten. Mitunter macht sich die alte kleinbürgerlich-demokratische Tradition der vierziger Jahre stark geltend. Meist jedoch überwiegt die immer mehr vertiefte Anschauung, dass nicht eine neue Grundlage der Heeresverfassung im spekulativen Kopfe auszuhecken und der allerdings unschönen und widerspruchsvollen Wirklichkeit entgegenzustellen ist, sondern dass die Erweiterung und Fortbildung der Grundlagen des heutigen Armeesystems gleichbedeutend ist mit einer vollständigen Umwälzung aller bestehenden Machtverhältnisse. Die quantitative Erweiterung wird mit der Zeit zu einem qualitativen Umschlag . . .

Ein paar Beispiele mögen den Engelsschen Standpunkt kennzeichnen.

Bei der preussischen Militärreorganisation der sechziger Jahre erkannte Engels offen an, dass früher in der Vermehrung der Cadres — der Bataillone, Schwadronen und Batterien — „sicher nicht zu hoch gegriffen“ war; sie habe nur der Bevölkerungsvermehrung Preussens von 1815 auf 1861 (etwa bis auf das Doppelte) entsprochen, und unterdess sei Preussens Reichthum rascher gewachsen. Dem damaligen demokratischen Spiessbürgerthum, das um jeden Pfennig für das Militär feilschte und Thränen vergoss, muss dieses Urtheil ungemein feig und reaktionär vorgekommen sein!

Engels, der Revolutionär, den selbst Genosse Parvus und Genossin Zetkin durchschlüpfen lassen werden, verlangt dann 1865 . . . nicht die Miliz, sondern die zweijährige Dienstzeit. Er gesteht hierbei sogar rückhaltslos zu, dass ein längerer Dienst manche Vortheile gewähre. Aber nach Abwägung alles Für und Wider kommt er zu dem Ergebniss: „zwei Jahre Dienstzeit reichen bei unseren Soldaten vollständig hin, sie für den Infanteriedienst auszubilden“. Er fügt jedoch gleich hinzu:

„Was die Kavallerie betrifft, so braucht eine geborene Reiterei nur kurze, eine erzogene dagegen *unbedingt* lange Dienstzeit.“

Wir haben wenig geborene Reiterei und brauchen daher die *vierjährige* Dienstzeit des Reorganisationsplanes sicher . . . Die Leute müssen wissen, dass sie sich auf einander und auf ihre Führer verlassen können. Dazu gehört lange Dienstzeit . . .

Die reitende *Artillerie* wird die Dienstzeit der Kavallerie nöthig haben.“

Der versumpfte Opportunist Engels geht sogar noch weiter. Er erklärt die Vorstellungen von einem „Milizheer mit sozusagen gar keiner Dienstzeit“ — ich komme später einmal auf die damaligen Milizideen zurück — für „Phantasien“, auf die er „keinerlei Rücksicht zu nehmen“ brauche:

„Solange man die französische Armee auf der einen, die russische auf der andern Seite hat, und die Möglichkeit eines kombinierten Angriffs Beider zu gleicher Zeit, braucht man Truppen, die die ersten Elemente der Kriegsschule nicht erst vor dem Feinde zu lernen haben . . .“

Wir sind sogar der Meinung, dass ein Staat wie Preussen den *grössten Bock* begeben würde — sei an der Regierung, welche Partei da wolle — wenn er die normale Dienstzeit augenblicklich noch mehr verkürzte.“

Allzusehr hat Engels diese Anschauungen auch später nicht geändert. 1870, als Berichterstatter über den deutsch-französischen Krieg für die Pall Mall Gazette, hat er allerdings einmal von 18 Monaten als vielleicht möglicher Dienstzeit-Verkürzung gesprochen, indess blieb ihm selbst damals eine längere Dienstzeit durchaus diskutabel. Er behandelte eben auch hier die ganze Frage aus rein praktischen Erwägungen heraus und behielt sich darum vor, unter Umständen auch weiter nach rechts zu gehen:

„Nach preussischen Autoritäten ersten Ranges (den Kriegsminister General v. Roon mit eingeschlossen) würde eine zweijährige Dienstzeit genügen, um einen ungelenkten Lämmel (a lout) zu einem guten Soldaten zu machen. Mit Erlaubniss von Ihrer Majestät Knasterbärten (martinets) würden wir sogar geneigt sein, zu behaupten, dass für die Mehrheit der Rekruten achtzehn Monate, zwei Sommer und ein Winter, genügen könnten.“

Aber die Länge der Dienstzeit tritt für uns mehr in den Hintergrund (is a secondary question). Hauptsache ist, dass das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht streng (das heisst: strenger wie damals in Preussen mit seiner doch auch schon recht stattlichen Rekrutenzahl. Isegrim.) durchgeführt wird.“

1893, aus Anlass der Caprivischen Militärreorganisation, gab Genosse Engels — selbst jetzt wagen wir noch, ihn so zu nennen — bekanntlich im Vorwärts ein längeres Gutachten ab, ob „Europa abrüsten könne“. Es ist später — ich weiss nicht, ob wesentlich umgearbeitet — auch als Broschüre

erschienen, aber leider in Partaikreisen ohne Eindruck verblieben. Ich besitze im Augenblick nur die alten Artikel im Vorwärts. Es heisst da am 2. März 1893:

„Nun besteht gerade die moderne, die revolutionäre Seite des preussischen Wehrsystems in der Forderung, die Kraft jedes wehrfähigen Mannes für die ganze Dauer seines wehrfähigen Alters in den Dienst der nationalen Vertheidigung zu stellen. Und das einzig Revolutionäre, das in der ganzen militärischen Entwicklung seit 1870 zu entdecken ist, liegt eben darin, dass man — oft genug wider Willen — sich genöthigt gesehen hat, diese bisher nur in der chauvinistischen Phantasie erfüllte Forderung mehr und mehr wirklich durchzuführen. Weder an der Länge der Dienstverpflichtung, noch an der Einstellung aller wehrfähigen jungen Leute kann heute noch gerüttelt werden, am wenigsten von Deutschland, am allerwenigsten von der sozialdemokratischen Partei, die im Gegentheil auch diese Forderung vollauf in die Praxis zu übersetzen in Deutschland allein im Stande ist.

Es bleibt hiernach nur noch ein Punkt, wo das Bedürfniss nach Abrüstung den Hebel ansetzen kann: die Länge der Dienstzeit bei der Fahne. Und hier liegt in der That der Punkt des Archimedes: Internationale Festsetzung, zwischen den Grossmächten des Kontinents, des Maximums der aktiven Dienstzeit bei der Fahne für alle Waffengattungen, *meinetwegen zuerst auf zwei Jahre*, aber mit dem Vorbehalt sofortiger weiterer Herabsetzung, sobald man sich von der Möglichkeit überzeugt.“

Hier sind es also wieder die alten zwei Jahre, die als das zunächst Erreichbare ins Auge gefasst werden. Weitere Herabsetzungen sind vorbehalten, sobald „man“ sich von der „Möglichkeit“ überzeugt haben wird. Das „Milizsystem“ wird hier zwar als „Endziel“ flüchtig daneben genannt. Doch wird man zugestehen müssen, dass bei dieser Art Politik das Endziel in recht weite Ferne gerückt ist. „Herr“ Engels! . . .

In der Neuen Zeit, 1894/95, 2. Bd., finde ich endlich in einem Brief, den Engels im März 1895, kurz vor seinem Tode, an Kautsky schrieb, folgende charakteristische Stelle:

„Ueber Miliz und stehendes Heer liesse sich ein Langes und Breites schreiben. Wenn Frankreich und Deutschland übereinkämen, ihre Armeen allmählich in Milizheere mit gleich langer Uebungszeit zu verwandeln, so wäre die Sache fertig. Russland kann man machen lassen, was es will, und Oesterreich und Italien folgen mit Wollust. Aber wegen der inneren Verhältnisse können Frankreich und Deutschland sich das *nicht* leisten, und *wenn* sie es könnten, so gehts wegen Elsass-Lothringen *nicht*. Und daran scheidert die ganze Milizgeschichte . . .“

Das ist wohl die bündigste Ablehnung, die man sich denken kann, und sie ist nicht einmal der Form nach eine höfliche Verneigung, wie man sie doch guten alten kleinbürgerlich-demokratischen Idealen sonst gern erweist. „Die ganze Milizgeschichte“ . . . „die Phantasieen von einem Milizheer“ . . .

Man sieht, dass sich Engels die „Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit“, die unser Programm fordert, ganz anders dachte wie die milizgläubischen Wasserheiligen und Mehlbappapostel. Doch auch für die Partei wird es schliesslich wie im Siegfried heissen:

Fort mit dem Brei —
Ich brauch' ihn nicht!
Aus Bappe schmied' ich kein Schwert!

Evolutionistische Logik.

Von

Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

Langsam, aber unaufhaltbar ist die Evolutionsidee allmählich in alle Disziplinen durchgesickert, die überhaupt einer historischen Gestaltung fähig sind.

Mögen die einen unter ihnen, wie die Zoologie, mit dem Entwicklungsgedanken förmlich imprägnirt sein, während er andere erst mit einigen Tropfen zu netzen vermochte: überall erschliesst sich uns, klar oder dämmernd, die Gewissheit selbst der Skeptischen, dass es ein grösseres heuristisches Prinzip in der Geschichte der Wissenschaften niemals gegeben hat und kaum jemals geben wird. Und das ist ja zunächst das Erforderniss. Ob die Entwicklungsidee in Wahrheit noch mehr ist; ob sie dereinst zu einer andern Begriffsbestimmung der Wissenschaft überhaupt führen wird, indem die Evolution nicht blos für die Erforschung der Gesetze alles Geschehens unentbehrlich, sondern an sich Brennpunkt des forschenden Interesses wird — das ist eine der letzten Fragen der Philosophie, die wohl so wenig in Zukunft eine endgiltige Antwort zu erwarten hat, wie ihr dieselbe seit Heraklit und der Eleatenschule zu Theil geworden ist, wo zum ersten Male der Gegensatz zwischen Sein und Werden formulirt ward.

Nur eine Disziplin steht einsam abseits von dem scheinbar vollzähligen Reigen. Die Logik, von der Kant behaupten durfte, sie habe seit den Tagen des Aristoteles keinen Schritt vorwärts gethan, hat es bisher stolz verschmäht, den neuen Gruppierungen der Wissenschaften sich einzuordnen. Sie ist die reizlos dürre Lehre von den formalen Gesetzen des menschlichen Denkens geblieben, trotz der verdienstreichen Arbeit Wundts, der ihr die Ergebnisse der modernen Psychologie nutzbar zu machen versuchte; zwar nicht unverändert konnte sie sich halten, aber sie schritt blos vorwärts und nicht aufwärts, und wo mit dem Namen Darwin die stolz ragende Höhe modernen Denkens ansteigt, blieb sie hübsch auf ebener Erde und nahm ihren Weg in fürchterlich gerader Linie weiter. Sie ist der letzte Faden, der von den einst so stolzen Zinnen der aprioristischen Erkenntniss zu den freien Berggipfeln der Erfahrung herüberklebt, und der nicht zerreißen will . . .

Man wird sich vor Allem darüber klar werden müssen, dass es formale Gesetze des Denkens seit der modernen Psychologie nicht mehr giebt. Damals freilich, als die Psychologie ein Abschnitt der Philosophie war und den menschlichen Geist fein säuberlich in drei Hauptfächer: Denken, Fühlen, Wollen — eingetheilt und jedes dieser drei wieder einige Mal nachgefächert hatte, mochte man sich in dem angenehmen Traum wiegen, es gebe nichts Gesetzmässigeres, als das Denken. Und man schrieb seine Gesetze, brachte sie, um ihre Ausnahmslosigkeit und Unfehlbarkeit über jeden Zweifel zu erheben, in die imponirende Form mathematischer Gleichungen und Ungleichungen, und nannte das Ganze: Logik. Aber es giebt böse Menschen, die keinem Ding seine Ruhe lassen. Erst kamen die Philosophen der Mathematik und warfen die horrible Frage auf, ob nicht etwa auch die Stützen aller Apriorität, die mathematischen Axiome, in Wahrheit blos Gewinnste der Erfahrung seien. Und dann gar kam die Psychologie, d. h. die neue, und fing an, all' die schönen Schublädchen der altjungferlichen Stiefschwester herauszuwerfen und Denken, Fühlen, Wollen zu einem Ganzen, dem Bewusstsein, durcheinander zu wirbeln. Da zeigte sich, dass in der ursprünglichen Einheit des Triebes noch Empfinden und Begehren verschmolzen sind, dass erst allmählich die Assoziation der Vorstellungen eine vielseitigere wird, während die Einheit der ursprünglichen Empfindung nunmehr in Vorstellung mit Qualität und Intensität und in Gefühl sich zerlegt, dass aus der Assoziation sich die Apperzeption — erst die passive, dann die aktive — entwickelt, und dass erst mit dem Eintritte der aktiven Apperzeption jene Form

der Handlung möglich wird, die wir Wahlhandlung nennen, und der wir immer noch in der Ausdrucksweise wenigstens das alte philosophische Spukwort Wille als Hintergrund geben. An Stelle der primitiven Einheit von Empfinden und Begehren tritt somit die höhere von Apperzeption und Willen, und erst lange nachher fängt auch diese an sich zu lösen, die Apperzeption schafft sich ihre besondern Vorstellungsketten, die apperzeptiven Verbindungen, und erst damit ist das in seinen Anfängen gegeben; was die alte Psychologie kurz hin als Denken bezeichnete, und das die Logik kodifiziren zu müssen und zu können glaubte.¹⁾

Ich meine nicht etwa, dass die schönen Gleichungen der Logik Lügen seien. Sie sind es so wenig, wie die Thesen etwa in Baumgartens Aesthetik. Aber so wenig wir uns herbeilassen werden, diese letztere heute noch als eine Wissenschaft vom Schönen gelten zu lassen, so wenig vermögen wir in der alten Logik noch die Wissenschaft vom Denken zu sehen. Denn selbst wenn wir die Erfahrungen der neuen Psychologie zu Grunde legen und Logik als „die Lehre vom Ablauf der apperzeptiven Vorstellungsreihen“ definiren, so wird sich bald zeigen, dass trotz dieser scharfen Abgrenzung die bisherige Logik das in einer solchen Definition Geforderte nicht im Entferntesten zu leisten vermag. Die durch die Logik formulirten Denkgesetze bleiben bestehen; nur die neue Einsicht wird hinzutreten müssen, dass diese „Gesetze“, in denen die apperzeptiven Verbindungsreihen sich bewegen, nicht unveränderliche sind, dass sie unter dem Drucke der Erfahrung und im Einklang mit der gesammten psychologischen Entwicklung sich entfaltet haben, und dass auch heute ihre Symbolisirung durch Formeln nur etwas Relatives sein kann, das die Zukunft wird revidiren und korrigiren müssen. In diesem Sinne möchte ich meinen oben ausgesprochenen Satz: dass es formale Gesetze des Denkens eigentlich garnicht gebe — gedeutet wissen. Das Wort Gesetze ist eben überhaupt hier so unzutreffend, wie nur möglich; es handelt sich einfach um die Formen des Denkens, deren Erkenntniss vielleicht für die Erforschung der Denkgesetze werthvoll sein, nie aber die Gesetze selbst ersetzen kann. Die Logik ist gewissermassen die Morphologie des apperzeptiven Denkens.

Gerade darin aber, dass die Logik es mit den Formen, nicht mit den Gesetzen des menschlichen Denkens zu thun hat, liegt für sie ein Fingerzeig über ihre bisherige Stellung hinaus. Gesetze sind unwandelbar durch alle Zeiten hindurch; was sich verändert, sind die Formen, in denen die Wirklichkeit — ausser oder in uns — uns entgegentritt. So konnte auch die Evolutionsidee selbst in ihrer ersten, dunkelsten Gestalt — wie Goethe sie ahnte — nur ein Prinzip sein, die Formen des Wirklichen zu erklären, die man bis dahin ebenfalls als unveränderlich angesehen hatte. Und dabei ist es geblieben. Wie schon Eingangs erwähnt: die Erkenntniss von der Entfaltung der Formen mag für die Erforschung der Gesetze von unberechenbarstem Werthe sein, niemals wird sie etwa an ihre Stelle treten dürfen. Das gilt nicht blos für die Naturwissenschaften, sondern auch für die Psychologie, obwohl hier der Unterschied zwischen Form und Gesetz nicht so in die Augen springend ist. Die moderne Psychologie ist eigentlich bisher überhaupt nur eine Lehre von den Formen des Innenlebens; denn es war eine Sisyphusarbeit, diese Formen überhaupt erst

¹⁾ Eine gemeinverständliche Darlegung dieser theilweise noch sehr dunklen psychologischen Differenzirungsvorgänge habe ich kürzlich in der Wiener Zeit zu geben versucht (1898, Heft 206/207: Sprachpsychologie und Sprachstudium.)

einmal rein, oder wenigstens verhältnissmässig rein darzustellen. Und eigenthümlich: je weiter sie sich entwickelte, um so weiter schien sie sich von der Möglichkeit der Erforschung psychischer Gesetze zu entfernen. In der ersten psycho-physischen Periode²⁾ glaubte man schon sehr weit zu sein; damals wurde das Webersche Gesetz proklamirt und ganze Bände Diskussionen darüber wimmeln von Ziffern und Gleichungen. Dann kam die zweite sinnesphysiologische Periode.³⁾ Wundt wies nach, dass das Webersche Gesetz nur die Bedeutung eines Beziehungsgesetzes, also eine wesentlich formale Bedeutung besitze. Gleichzeitig verbreitete sich die Einsicht, dass man zunächst daran gehen müsse, die Medien, die uns alle Erkenntniss vermitteln, die Sinnesorgane, genau zu durchforschen. Und nun stehen wir am Eingange einer dritten, der psycho-pathologischen Periode⁴⁾, die vornehmlich durch Kraepelins glänzende Arbeiten über die psychischen Vorgänge unter dem Einflusse von Arzneiwirkungen eingeleitet ist, und die, so wenig man natürlich heute sie schon überschauen kann, doch wahrscheinlich zunächst wieder eine ungeheure Bereicherung der Formen unseres geistigen Lebens bringen wird. Die Selbsttäuschung der Forscher über Form und Gesetz geht übrigens durch die Geschichte der Wissenschaften als ausnahmsloser Zug. Zunächst bringt man einige am meisten auffallende Formen des Geschehens in mathematische Symbole und glaubt nun bald auf dem Gipfel der Erkenntniss zu stehen — weil ja die Mathematik die Wissenschaft ist, die die Gesetze der Formen erforscht. Allmählich sieht man aber, dass man sich selbst betrogen hat. Diese Eröffnung hat der Entwicklungsgedanke auf allen Gebieten zu einer ungeheuren gesteigert, indem er die Unermesslichkeit der Formenmenge aufdeckte, mit der sich die Forschung erst einigermaßen würde auseinandersetzen haben, ehe sie an die Ergründung der Gesetze gehen könne. Denn Gesetze sind weiter nichts, als die letzten Komponenten der Formen, durch deren Synthese die Form restlos erhalten wird. Gesetze hat also von allen Disziplinen bisher nur die Astronomie, die jedes Ereigniss ihrer Sphäre beliebig zurück- oder vorauszubestimmen vermag. Die Chemie ist — möglicherweise! — auf dem Wege, ihr zu folgen. Ob die Psychologie soweit jemals gelangen wird, darf bezweifelt werden.

Ehe wir die Aufgaben der als Lehre von dem apperzeptivem Vorstellen definirten Logik näher ins Auge fassen können, wird es jedoch nöthig sein, einem Einwande noch kurz zu begegnen. Es giebt ja bekanntlich noch eine andere Art des apperzeptiven Vorstellens als das logische Denken, das ist die willkürliche Phantasiethätigkeit. Wo liegt die Trennungslinie beider? Vergegenwärtigen wir uns, dass es drei Komponenten sind, aus denen das Ganze einer einfachen Vorstellung resultirt: Qualität, Intensität und Gefühlston. Das logische Denken fasst nun die Vorstellungen, sofern es nicht gar blos die zeitliche oder räumliche Aufeinanderfolge berücksichtigt (Berührungsassoziation), in Rücksicht auf Qualität und Intensität zusammen. Der Phantasiethätigkeit hingegen liegt das die Vorstellungen Verbindende in ihrem Gefühlston, wobei die drei Möglichkeiten des Zusammenstimmens, der Steigerung oder des Kontrastes in Betracht kommen. Wir müssen also korrekter die Logik als die Wissenschaft des von der Gefühlsbetonung losgelösten apperzeptiven Denkens definiren.

²⁾, ³⁾, ⁴⁾ Ueber diese Entwicklungsstufen der Psychologie verweise ich auf einen demnächst in der Zeit aus meiner Feder erscheinenden Aufsatz: Die Krise in der modernen Psychologie.

Danach ergibt sich die Logik einfach als ein Sonderabschnitt der Psychologie, ebenso wie die moderne Ethik und Aesthetik. Das ist der Schritt, der über die von Wundt gegebene Auffassung der Logik hinaus gethan werden muss. Für Wundt — dessen bahnbrechendem Verdienst um die moderne Logik wir uns weiterhin noch zuwenden werden — ist doch die Logik immer noch eine „normative Wissenschaft“; Ethik und Aesthetik sind es für ihn ebenso. Es ist Zeit, dass mit diesem den ungeheuersten innern Widerspruch bergenden Begriffe aufgeräumt wird. Wissenschaft ist Erforschung des Wirklichen, seiner Formen und Gesetze, und hat an sich mit praktischen Konsequenzen nichts zu thun. Wenn man erst ein Zugeständniss in dieser Richtung macht, so wird man die weiteren Niemandem vorenthalten können. Dann kommen wir bald auf den Standpunkt des modernen Bourgeois, dem Physik und Chemie nichts weiter als Hilfsdisziplinen der industriellen Technik sind. Dass aus den Naturwissenschaften technische, aus den Geisteswissenschaften normative Konsequenzen gezogen werden können und sollen, ja dass diese Konsequenzen der Wissenschaft ihre soziale Bedeutung verleihen und oft ein mächtiger Anstoss zu ihrem Fortschritt sind — darauf habe ich an anderer Stelle vor Kurzem hingewiesen.⁵⁾ Das besagt aber nicht, dass eine Wissenschaft zu diesem Zwecke allein existire, sei es welche sie wolle. Die Ursprünge aller Disziplinen liegen in ökonomischen oder ethischen Bedürfnissen — man denke an die Astronomie, die in der Nautik und der Magie ihre Wurzeln hat; in der weitem Entwicklung aber wird die Wissenschaft Selbstzweck. So steht es mit der Logik auch. Sie ist als eine Technik des Denkens begründet und als solche in der mittelalterlichen Scholastik bis zu den virtuosesten Ausartungen getrieben worden. Heute steht sie im Begriffe, eine Wissenschaft des Denkens zu werden. Das aber muss ihr auch genügen, und man vereitelt diesen Zweck nur, wenn man, wie Wundt, die neue Logik abermals als normativ und pragmatischen Aufgaben dienend („Erkenntniss des Wahren“ steht im Eingange zu Wundts Logik) definirt. Es liegt hier eine eigenthümliche Inkonsequenz des scharfsinnigen Denkers vor, die wir in gleicher Weise in seiner Ethik mit Bedauern wiederfinden. Wenn Wundt weiterhin die Logik als den einen Bestandtheil der Philosophie (neben der Metaphysik) hinstellt, so liegt darin nichts, was zu der hier ausgesprochenen Auffassung im Widerspruch stände. Denn wir müssen uns erinnern, dass Wundt der eigentliche Schöpfer einer neuen Definition der Philosophie als der „Wissenschaft von den allgemeinen die Einzelergebnisse verbindenden Prinzipien“ ist, und dass somit für ihn die Philosophie tief in der Psychologie wurzelt, als deren einen Abschnitt ich oben die Logik präzisirt habe. Immerhin mag es sich zur konsequenten Durchführung unseres Standpunktes empfehlen, auch zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften eine möglichst unverwischte Grenzlinie zu ziehen und die Logik ganz den Letzteren (eben der Psychologie) zuzurechnen, während das auf ihr speziell fussende philosophische Gebiet als Erkenntnisstheorie fortbesteht. Ueber jene besondere Modifikation der Logik, wo diese selbst zur Weltanschauung wird — über die metaphysische Logik, die sich in den eine Identität von Denken und Sein lehrenden spekulativen Systemen findet und ihre rücksichtsloseste Durchführung in dem Panlogismus Hegels gefunden hat, brauchen wir an dieser Stelle wohl nichts zu erörtern, da sie naturgemäss für uns so wenig in Betracht kommt, wie jedes dogmatische System.

⁵⁾ Zeit, a. a. O.

Wir können uns also jetzt einer kurzen Betrachtung der Ziele, Quellen und Methoden zuwenden, die die moderne wissenschaftliche Logik zu verfolgen und zu benutzen hat. Zunächst muss man sich darüber klar werden, dass der Evolutionsgedanke im Laufe der Zeit und vornehmlich mit seiner Ueberimpfung auf die geisteswissenschaftliche Forschung die etwas enge Fassung sprengen musste, die Darwin ihm gegeben und auch Häckel, Huxley, Spencer und viele Andere seiner Propagandisten in der ersten Zeit dogmatisch festgehalten hatten. In dieser ursprünglichen Form hatte es sich wesentlich um eine selektionistische Deszendenztheorie gehandelt. Bereits in der Anwendung auf die Biologie zeigte es sich, dass die Selektion allein nicht zureichte, alle Formenentwicklungen zu erklären, und Neumann fügte das Prinzip der Migration hinzu. Gar erst bei dem Eindringen der Evolutionsidee in die geisteswissenschaftliche Forschung versagte die Alles lösende Zauberruthe des *struggle for life* völlig. Man musste sich damit abfinden, dass auf diesem Gebiete zwar eine analoge Formenentwicklung wie im Reiche der Biologie sich vollziehe, dass aber die Forschung noch nicht weit genug vorgedrungen sei, um sich über alle die Evolution ergebenden Einzelmomente Rechenschaft abzulegen. Die Evolutionsidee nahm also die weitere und elastischere Fassung an: dass die biologische, psychologische und soziologische Formenentwicklung ein grosser Differenzierungsprozess sei, als dessen bedeutsamste, aber keinesfalls einzige Faktoren die Vererbung und die Auswahl des Bestangepassten zu betrachten seien, während andere, nothwendig vorauszusetzende Momente sich vorläufig unserer Kenntniss noch entzögen. Diese erweiterte Begriffsbestimmung wird demnach vor Allem auch für die psychologische Entwicklungsgeschichte festzuhalten sein, wo wir mit der „Vererbung“, dieser terra incognita, soweit es sich um Geistiges handelt, und ebenso mit der Zuchtwahl noch sehr wenig anzufangen wüssten.

Was die Quellen betrifft, aus denen die Wissenschaft Logik zu schöpfen hat, so kommen vornehmlich drei in Betracht, die zugleich drei Perioden der geistigen Entwicklung entsprechen: die Sprache, von ihren Anfängen bis zur Gegenwart das eigentliche Substrat aller Entfaltung des Denkens; die Wissenschaft, deren Methodologie das logische Denken im engern Sinne, das „Schliessen“, in seinen verschiedenen Ausbildungen und Modifikationen aufweist; endlich die individuelle Psychologie mit Selbstbeobachtung und Experiment, die am reinsten und fehlerlosesten die Formen erforscht, in denen heute unser Denken sich vollzieht. Wir sehen hier gleichzeitig, dass den drei Quellen der Erkenntniss sich abstufende Werthbreiten zukommen, die grösste der Sprache, die kleinste der Experimentalpsychologie. Bei der zweiterwähnten Quelle, der Geschichte der Wissenschaften, wird einerseits die Philosophie nicht zu vergessen sein, die ja das relative Maximum darstellt, bis zu dem das Denken eines Zeitabschnittes sich erheben kann, andererseits werden hier auch die Verirrungen des Denkens werthvolle Bereicherung bringen, wie sie in der Magie, der Astrologie, sowie in den Religionen vorliegen, soweit diese zu dogmatischen, logisch beweisbaren Systemen (Scholastik!) umgeknetet wurden — wie ich schon oben hervorhob, stehen wir ja augenblicklich gerade am Eingange einer psychologischen Periode, die aus den Ergebnissen der Störungen des Geisteslebens für die Erforschung dies letzteren bedeutsame Konsequenzen zu ziehen sich bemühen wird.

Die Ziele, denen eine sorgsame Ausnutzung dieser Quellen zustreben wird, sind wohl ziemlich selbstverständlich. Es wird sich darum handeln, die viel,

verschlungenen Wege blozulegen, auf denen aus den einfachsten Manifestationen des psychischen Wirkens allmählich das willkürliche Denken hervorgegangen ist. So ungeheuer natürlich und unverfänglich dieser Satz klingen mag, so birgt er doch eine Hauptstreitfrage in sich, die die moderne Psychologie seit Langem in zwei feindliche Lager theilt: nämlich den Konflikt zwischen Assoziations- und Apperzeptionspsychologie, von denen jene vornehmlich aus der englischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts hervorging und bis heute in England und Amerika ihre bedeutendsten Verfechter hat, während diese in Deutschland mit grosser Zähigkeit festgehalten wird und sozusagen als unveräusserlicher Bestand der Wundtschen Schule gilt.

Meines Erachtens ist der zeitweilig mit grosser Heftigkeit geführte Streit fast belanglos geworden, seitdem Wundt, dessen Apperzeptionsbegriff man früher allerdings nur sehr schwer beipflichten konnte, seine Anschauung dahin modifizirt hat, dass er einen Uebergang von der Assoziation zur passiven und von da erst zur aktiven Apperzeption annimmt. Wenn auch diesen Standpunkt die Assoziationspsychologen noch bekämpfen, indem sie behaupten, eine aktive Apperzeption sei überhaupt nicht vorhanden, sondern werde nur vorgetäuscht, so machen sie jede weitere Diskussion unmöglich, denn sie fechten dann gegen Windmühlen, nämlich gegen ein blosses Wort. Ob man zu der passiven Apperzeption noch eine ganze Kette von allerhand „Begleitempfindungen“ hinzufügt und diese jedes Mal aufzählt, oder ob man den resultirenden Zustand aktive Apperzeption nennt, dürfte ziemlich dasselbe sein. Das Gefühl der Thätigkeit, durch welches nach Wundt die aktive Apperzeption ausgezeichnet ist, bestreitet kein Assoziationspsychologe — warum die Erbitterung gegen einen Namen?

In der That stellt die Entwicklung der aktiven Apperzeption aus der Assoziation das Hauptproblem der modernen Logik dar, und das Substrat, an dem diese Entwicklung sich am deutlichsten vollzogen hat, ist die Sprache. Die Psychologie der Sprache wird also naturgemäss im Mittelpunkt des logischen Forschens zu stehen haben. Wie wir aber oben sahen, ist die aktive Apperzeption nicht schon an sich identisch mit dem logischen Denken; sondern sie kann ebensogut die andere Form, die der willkürlichen Phantasie-thätigkeit annehmen. Es wird sich also das zweite bedeutsame Problem ergeben: an welcher Stelle der Entwicklung fängt das Denken an, seine Assoziationen von der ihnen adhären den Gefühlsbetonung loszulösen und nur ihren objektiven Inhalt zu berücksichtigen? Da wir es mit einer evolutionistischen Logik zu thun haben, so verbietet sich von selbst die Annahme, das logische Denken sei mit Abwerfung der affektuellen Bestandtheile mit einem Schlage fertig gewesen. Hier wird ein eindringliches Studium der Geschichte der Wissenschaften zeigen, wie das logische Denken sich nie ganz von der Gefühlsbetonung losgelöst hat, wie die „reine Logik“ eine Abstraktion bis heutigen Tages ist und voraussichtlich auch bleiben wird. So steht die Sache allerdings nicht, wie schlechte Interpreten der ökonomischen Geschichtsphilosophie und noch schlechtere Psychologen es sich vorstellen: dass mit der Psychologie des Begehrens im Grunde genommen auch die des ganzen Denkens erschöpft sei. Aber eine Wechselwirkung zwischen den Bedürfnissen des Individuums und der Gesamtheit einerseits und der Ausbildung des Denkens in der wissenschaftlichen Methodologie andererseits ist überall vorhanden, und wenn auch nicht, wie z. B. Kautsky in seiner Polemik gegen Belfort Bax es andeutete, die

Geschichte der neuen Mathematik restlos in der Geschichte der modernen Technik aufgeht — so ist doch festzuhalten, dass die Geschichte der Wissenschaften, diese zweite Hauptquelle der logischen Forschung, niemals von der allgemeinen Kulturgeschichte losgerissen und aus sich selbst heraus interpretirt werden darf. Das ist ja unser Fortschritt über den schematischen Materialismus hinaus, dass wir in der Gesamtheit des realen Geschehens keinen Mechanismus mehr, sondern einen Organismus erblicken, in dem gerade die Minimalbewegungen die Rolle auslösender und damit die Totalfunktion bedingender Reize spielen.

Eines der fruchtbarsten Kapitel für die logische Forschung wird zweifelsohne die Geschichte der mittelalterlichen Scholastik sein. Hier ist, wie kaum an anderer Stelle, die Gelegenheit gegeben nachzuspüren, wie die religiösen Ideen, als Bestandtheile der phantastischen, unter dem Einfluss des Gefühlslebens stehenden Aeprezeption, allgemach ins Fahrwasser der verstandesmässigen Auffassung hinübergeleitet werden, wie die Legende zum Dogma umgebildet wird. Ganz besonders fällt dabei ins Gewicht, dass die Scholastik die Fortführung der formalen Logik bis zu ihren spitzfindigsten Konsequenzen darstellt, die Phantasiethätigkeit hier also sozusagen in ihren äussersten Gegenpol, ins letzte Extrem logischer Aeprezeption umgesetzt wird. Dies nur als Beispiel, welch' interessante, freilich auch verwickelte Probleme ihrer Bearbeitung durch eine wissenschaftliche Logik harren.

Wenn wir uns schliesslich fragen: wie weit heute schon die Ansätze zu einer Logik als Wissenschaft gediehen seien — so kann die Antwort nur sehr wenig befriedigend lauten. Während die Ethik namentlich in neuester Zeit durch Simmel, die Aesthetik durch das Genie Büchers um bedeutsame Strecken sich fortentwickelt haben, ist die wissenschaftliche Logik immer noch in ihren ersten, spärlichen Anfängen, wie wir sie in dem grossen Werke Wundts finden. Wundts Logik beginnt als ein Monumentalwerk, aber der Abfall folgt leider sehr bald. Das Normative spukt schon nach wenigen Blättern und beherrscht späterhin die ganze Darstellung. Wir müssen dies um so mehr bedauern, als einzelne Ausführungen, wie die über die Entstehung der aeprezeptiven Verbindungen und der Begriffe, geradezu glänzende Muster scharfsinniger Analyse und vollendeter Darstellungskunst sind. Am höchsten scheint mir das Kapitel über die Evidenz der logischen Urtheile zu stehen. Es würde über den Rahmen dieser Betrachtungen hinausführen, wollte ich auch nur andeutungsweise die von Wundt dargelegten Anschauungen hier wiedergeben. Ich muss auf das Werk selber verweisen, das oben thatsächlich den einzigen hervorragenden Versuch darstellt, eine wissenschaftliche Logik zu begründen, wengleich die konsequente Durchführung an der oben besprochenen irrigen Definition der Logik, die Wundt giebt, scheitern musste.

Eines aber muss ganz besonders hervorgehoben werden. Wovor Wundt sich zu hüten gewusst hat, das ist der Rückfall in dialektische Künste. Und diese Gefahr liegt gerade bei der Logik so ausserordentlich nahe. Die Dialektik ist ja so viel bequemer und nach aussen hin blendender als der Evolutionsgedanke. Und doch kommen wir nicht einen Schritt vorwärts, wenn wir nicht die Eierschalen des Hegelianismus radikal abzustreifen uns entschliessen. Die Geschichte des Geistes hat so gut ihre starken Trägheitsmomente aufzuweisen, wie die Betrachtung der molaren Bewegungen; und es ist ganz natürlich, wenn die Logik, die einst dem metaphysischen Entwicklungsgedanken Hegels als

Leitmotiv diente, am Starrsten sich der Befruchtung durch die moderne Evolutionsidee widersetzt. Aber es ist Zeit, solchen Widerstand zu brechen. Auch in den sozialen Wissenschaften erleben wir in unseren Tagen das Schauspiel, dass man sich an die letzten Fetzen des dialektischen Gewandes fanatisch festklammert. Mir will es höchste Zeit scheinen, einmal die Akten aller Disziplinen auf solche alte Ueberlebnisse hin gründlich zu revidiren. Aus embryonalen Zellresten wachsen mit der Zeit lebenbedrohende Krebsgeschwüre heran, lehrt uns die pathologische Anatomie. Die Geschichte des Denkens bietet auch dazu zahllose Seitenstücke. Wollen wir etwa ein neues hinzufügen? Am Ausgange des Darwinschen Jahrhunderts?

Elektrizität und Kulturfortschritt.

Von

Bruno Borchardt.

(Charlottenburg.)

Der grossartige Aufschwung, den die Anwendung der Elektrizität während des letzten Menschenalters genommen, datirt im Grunde erst von der Möglichkeit, den elektrischen Strom zu motorischen Zwecken, zur Bewegung und zur mechanischen Arbeitsleistung durch Bewegung, zu benutzen. Zwar wurde diese Möglichkeit schon frühe erkannt; bereits im Jahre 1839 konstruirte Jacobi in Petersburg ein Boot, das einen Elektromotor enthielt, und machte mit diesem ersten elektrischen Boote eine Fahrt auf der Neva. Aber die geistvolle Konstruktion des Erfinders der Galvanoplastik fand keinen vorbereiteten, fruchtbaren Boden und konnte daher lediglich die Bedeutung eines interessanten Experimentes ohne weittragende Folgen für das wirtschaftliche Leben haben. Die Menschheit hatte damals noch eine Reihe anderer wichtiger Aufgaben zu lösen, deren Bewältigung bei dem gesteigerten und noch immer steigendem Verkehr sich dringend nothwendig machte und die tüchtigsten Kräfte der Erfinder und Ingenieure in Anspruch nahm.

In erster Linie war es die Telegraphie, für die sich der elektrische Strom darbot. In den dreissiger Jahren kam der elektrische Telegraph ziemlich gleichzeitig in Deutschland und England auf und eroberte in verhältnissmässig kurzer Zeit die zivilisirte Welt. Der Morsesche Schreib-Telegraph erhielt in wenigen Jahren eine hohe Ausbildung und grosse Vollkommenheit, so dass er sich bis heute erhalten hat und erst in dem letzten Dezzennium durch die starke Konkurrenz des überlegenen Hughesschen Drucktelegraphen mehr in den Hintergrund gedrängt worden ist. In jener Zeit, als neben den Eisenbahnen die elektrischen Telegraphen sich entwickelten, verglich man die menschliche Gesellschaft gerne mit einem Organismus, in welchem den Eisenbahnen die Rolle der Adern zufiel, in denen die Blutkörper durch den ganzen Körper getrieben werden, überall frischen Lebensstoff hinbringend; die Telegraphendrähte dagegen verglich man mit dem feineren Nervensystem, in welchem auf eine unendlich feinere Art die Willensimpulse vom Gehirn zu den Muskeln übertragen werden. Alle gröberen Arbeiten im Gesellschaftskörper, glaubte man, müssten für immer dem Riesen Dampf vorbehalten bleiben, während die Elektrizität sich ihrer ganzen Natur nach lediglich für die feineren Verrichtungen des Zeichengebens und Signalwesens eigene.

Die nächste Aufgabe, die sich den Elektrotechnikern bot, war demgemäss die Ausdehnung der Telegraphie unter Ueberwindung der natürlichen Hindernisse, die in erster Linie durch die grossen Meere gegeben sind. Seit den ältesten Zeiten war das Wasser für die Menschen kein trennendes Element, wie die Gebirge, sondern ein verbindendes, und die seefahrenden Nationen, die in regen Verkehr mit anderen traten, waren die Träger der Zivilisation und Kultur. Seit man den Kompass benutzen lernte, und seit Columbus, die Küste verlassend, quer über das unbekanntes Weltmeer segelte, war auch dieses eine Verbindung zwischen der alten und neuen Welt geworden. Der Dampf diente dem über-

sceischen Verkehr gerade so gut, wie dem binnenländischen, und die Entwicklung der Dampfschiffe hielt mit derjenigen der Eisenbahnen gleichen Schritt; eine dringende Nothwendigkeit war es daher, auch mit dem elektrischen Telegraphen über das Weltmeer zu dringen, wenn der überseeische Verkehr nicht in empfindlicher Weise gegenüber dem festländischen zurückgedrängt werden sollte. Das Problem musste also gelöst werden, die Zeit dafür war gekommen, und deswegen wurde es gelöst.

Es ist hier nicht der Ort, auf die besonderen technischen Schwierigkeiten einzugehen, die sich der unterseeischen Telegraphie entgegenstellen; genug, sie wurden überwunden. Im Jahre 1850 wurde das erste Kabel zwischen Dover und Calais gelegt, dem bald andere folgten; schon nach wenigen Jahren begannen die Versuche, Amerika und Europa telegraphisch zu verbinden, und heute ist die Anzahl der Kabel, die auf dem Meeresgrunde liegen, eine so grosse geworden, dass ein besonderes internationales Kabelrecht nöthig geworden ist. So hat die Elektrizität bei ihrer ersten grössern Anwendung, der Telegraphie, dem Verkehr und seiner Steigerung dienend unendlich viel zur Näherbringung der Menschen, zum Austausch der Ideen und zur Ausbreitung der Kultur beigetragen.

Uebrigens ist diese Entwicklung nicht stehen geblieben, sondern andauernd und rüstig weiter geschritten und in weiterm Ausbau noch fortwährend begriffen. Ich erinnere nur an das Telephon, das in Verbindung mit dem Mikrophon seit den siebziger Jahren eine grosse Vervollkommnung erfahren hat. 1862 wurde in Deutschland ein Apparat zur Uebermittlung des Schalles auf elektrischem Wege erfunden, und dieses erste Reissche Telephon war nach seinem ganzen Bau und nach seinen Konstruktionsprinzipien durchaus entwicklungsfähig; aber das Bedürfniss war zu jener Zeit auf die unterseeische Telegraphie gerichtet, und dieser waren daher die besten Kräfte zugewendet, sowie für sie die reichsten Mittel aufgebracht wurden. Daher musste die Reissche Erfindung in Vergessenheit gerathen, während 15 Jahre später die von dem Amerikaner Bell gemachte Konstruktion auf einen fruchtbaren und vorbereiteten Boden fiel und einem sich geltend machenden Bedürfniss entgegenkam. Nur, wo dies der Fall ist, kann die Technik ihre Kräfte voll entfalten und ihre kulturfördernde Macht ganz in den Dienst der Menschheit stellen; im Einzelnen lässt sich dies an der Geschichte jeder grossen Entdeckung zeigen. Wir werden im Verlauf dieser Skizze noch Gelegenheit haben, darauf hinzuweisen, wie auch die an die Elektrizität sich anschliessende Technik, die Elektrotechnik, von der rein technischen Seite betrachtet, heute bereits im Stande ist, eine Reihe grosser Aufgaben zu lösen, eine Reihe technischer Hilfsmittel ins Leben zu rufen, was nur aus dem Grunde unterbleibt und unterbleiben muss, weil die Zeit dafür nicht reif ist, weil die gegenwärtige Gesellschaftsorganisation ein Hinderniss für diese Entwicklung bildet.

Wenn auch diese erste Anwendung der Elektrizität im Grossen, die Telegraphie, in reger Wechselwirkung mit den Fortschritten der Kultur überhaupt stand, indem sie, durch den gesteigerten Verkehr hervorgerufen, auch ihrerseits erheblich zur weitern Steigerung derselben beitrug, so datirt doch, wie schon Anfangs erwähnt, der ungeheuere Aufschwung der Elektrotechnik von der stärkern Anwendung des elektrischen Stromes als bewegende Kraft. Hierzu, sowie zu Beleuchtungszwecken, wird er in einer wesentlich andern Weise erzeugt, als bei der Telegraphie. Bei dieser dienen nämlich als Stromquellen sogenannte galvanische Elemente. Die Energie, die hierbei aufgewendet wird, um die im Strom enthaltene Energie zu erzeugen, ist die chemische Energie, die zufolge der chemischen Kräfte zwischen den verschiedensten Stoffen vorhanden ist. Wie bei der Erzeugung von Dampfkraft die zwischen der Kohle und dem Sauerstoff der Luft vorhandene chemische Kraft in Wirkung tritt und diese beiden getrennten Körper im Verbrennungsprozess zu Kohlensäure vereinigt, so tritt in den galvanischen Elementen in ähnlicher Weise eine chemische Umlagerung ein; wie dort bei der Vereinigung von Kohle und Sauerstoff die verlorene chemische Energie als Wärme wieder erscheint, die ihre Energie an den Dampf abgibt, so geht auch hier chemische Energie, meist zwischen Sauerstoff und Zink, verloren, indem sich Zinkoxyd bildet, und erscheint im elektrischen Strom wieder. Man kann ein galvanisches Element gleichsam einen Ofen nennen, nur ist nicht

Kohle das Brennmaterial, sondern Zink, das sich langsam oxydirt, und die dabei entstehende Verbrennungswärme liefert die Energie des Stromes. Prinzipiell steht nichts im Wege, dass man mit solchen Elementen die nöthige Energie gewinnt, die für elektrische Beleuchtung, zum Treiben elektrischer Bahnen und für andere Zwecke nothwendig ist. Aber der Zinkverbrauch wäre ein so enormer, das Zink als Brennmaterial so theuer, dass diese Erzeugungsart der Elektrizität für die genannten Zwecke keineswegs rationell wäre.

Die Methode der Elektrizitätserzeugung bei den in der Industrie vornehmlich verwendeten starken Strömen ist denn auch bekanntlich eine ganz andere, deren Prinzip leicht verständlich ist. Bewegt man in der Nähe von elektrischen Strömen oder Magneten Drahtleitungen, so werden Kräfte geweckt, gegen die man fortdauernd beträchtliche Arbeit aufwenden muss; als Aequivalent hierfür tritt in der bewegten Drahtleitung so lange, als die Bewegung andauert, ein elektrischer Strom auf. Durch Leistung mechanischer Arbeit können also elektrische Ströme erzeugt werden, die dann in der verschiedensten Weise verwertbar sind.

Ende der fünfziger Jahre wurden auf diesem Prinzip beruhende Maschinen mehrfach in Frankreich hergestellt und dienten dort zur Erzeugung von elektrischem Bogenlicht. Es wurden damals unter dem Kaiserreich in Paris grossartige Bauten ausgeführt, die im Interesse des Verkehrs möglichst schnell fertig gestellt werden sollten. Um die Arbeiten auch bei Nacht nicht zu unterbrechen, sollte eine möglichst helle Beleuchtung angewendet werden; der Vortheil der schnelleren Fertigstellung überwog bei weitem den Nachtheil der grösseren Kosten, und deshalb wurde damals bei elektrischem Licht gearbeitet, das in der angeedeuteten Weise erzeugt wurde. Dieser Beleuchtungsart gelang es jedoch lange Zeit hindurch nicht, sich ein grösseres Feld und allgemeinere Verbreitung zu gewinnen; nur für ganz besondere Zwecke gestattete man sich den Luxus des elektrischen Lichtes.

Einen wesentlichen Aufschwung nahm die Einführung der elektrischen Maschinen mit der Erkenntniss des sog. Dynamoprinzips, durch welches es möglich ist, statt der festen Stahlmagnete weiches Eisen zu benutzen. Jedes bearbeitete Eisen ist ja ein wenig magnetisch; deshalb entstehen in den Drahtleitungen, die zwischen solchen Eisenstücken bewegt werden, elektrische Ströme, die zunächst allerdings schwach sind, da ja auch der Magnetismus des Eisens nur ein geringer ist. Durch geeignete Vorrichtungen können nun diese Ströme um das Eisen selbst herum geleitet werden, wodurch in diesem ein stärkerer Magnetismus hervorgerufen wird; infolgedessen entstehen bei der Bewegung der Drahtleitung in ihr auch stärkere Ströme, die nochmals den Magnetismus verstärken u. s. f. bis man zu dem Maximum der Leistungsfähigkeit der Maschine gelangt. Mit Hilfe der auf diesem Prinzip beruhenden Dynamomaschinen erzeugt man heute ganz allgemein die gewaltigen Ströme, die man zur Beleuchtung und zur verschiedensten Arbeitsleistung benutzt. Das ist eben ein besonderer Vorzug der elektrischen Energie, dass sie sich in bequemer Weise in mechanische Energie zurückverwandeln lässt und somit direkt zur Bewegung verwendbar wird.

Wir haben gesehen, wie in einer Dynamomaschine oder auch in einer andern elektrischen Kraftmaschine durch Aufwendung von Arbeit ein Strom erzeugt wird; die Drahtwindungen, welche um den sogenannten Anker gewickelt sind, werden mit diesem Anker in rasche Rotation versetzt, und als Aequivalent für die aufgewendete Arbeit tritt der elektrische Strom auf. Nun besteht hier in der Natur eine wunderbare Umkehrbarkeit; genau so, wie sich mechanische Arbeit in elektrischen Strom umwandelt, kann sich dieser in mechanische Arbeit umwandeln. Leitet man einen elektrischen Strom in eine solche Maschine hinein, so beginnt ihr Anker sich zu drehen; der elektrische Strom, den man bei der mechanischen Drehung der Maschine aus ihr herausbekommt, giebt seinerseits, wenn er von ausserhalb der Maschine zugeführt wird, mechanische Drehung, durch die natürlich auch jede andere Art mechanischer Arbeit geleistet werden kann.

Ich hatte schon früher erwähnt, dass die Elektrizitätserzeugung in der Industrie hauptsächlich durch mechanische Arbeit erfolgt. Ueberall, wo es sich um spezifisch elektrische Leistungen handelt, z. B. um Beleuchtungsanlagen, um chemische Wirkungen, wi

bei der Herstellung von Calciumcarbid, dem bekannten Ausgangsstoff für Acetylen, u. dergl. mag das wohl rationell erscheinen. Wenn man aber [den elektrischen Strom zu motorischen Zwecken benutzen will, — und erst, seitdem dies in stärkerem Maasse geschieht, hat die Elektrotechnik ihren grössten Aufschwung genommen — so muss man doch den Strom wieder in mechanische Arbeit zurückverwandeln. Der Gang des Processes ist folgender: Ich leiste mechanische Arbeit, etwa durch eine Dampfmaschine; diese treibt den Anker (den mit Drahtwindungen umwickelten Kern) einer Dynamomaschine, wodurch ein elektrischer Strom entsteht; dieser wird in eine zweite Dynamomaschine geleitet und bewirkt eine Umdrehung ihres Ankers. Die so erhaltene Bewegung kann dann unmittelbar zum Treiben einer Arbeits- oder Werkzeugmaschine benutzt werden.

Vergegenwärtigt man sich diesen Prozess, so muss man doch unwillkürlich fragen: Wozu denn diese sog. elektrische Kraftübertragung? Wenn ich Arbeit aufwenden muss, um den Strom zu erzeugen, den Strom aber wieder in Arbeit zurückverwandle, so ist das doch ein ganz unnützer Umweg; da wäre es doch bei Weitem einfacher, die Arbeit unmittelbar mit der ersten Maschine zu leisten, als sie den Umweg über den elektrischen Strom machen zu lassen. Das ist ja ganz ausgeschlossen, dass die Arbeit dadurch vermehrt wird; im besten Falle kann die zweite Dynamomaschine genau soviel Arbeit zurückgeben, als in die erste hineingeleitet wird. Uebrigens ist es ganz sicher, dass sie nur einen Theil zurückgiebt; ein anderer Theil wird jedenfalls zur Ueberwindung der Reibungswiderstände verbraucht und geht bei der unvermeidlichen Erwärmung der Leitungsdrähte verloren. Somit ist das ganze wohl ein interessantes physikalisches Experiment, das die Umwandlung der verschiedenen Formen von Energie in einander zeigt, das aber keine erhebliche praktische Bedeutung erlangen kann.

Thatsächlich sind solche Ueberlegungen früher mehrfach angestellt worden. Noch in der 7. Auflage des bekannten von Prof. Reuleaux und anderen hervorragenden Fachleuten herausgegebenen Buches der Erfindungen, die 1877 erschien, heisst es bei der Besprechung der elektrischen Kraftmaschinen: „Nach den gemachten Erfahrungen, die nicht etwa durch weitergehende Verbesserungen der mechanischen Ausführung irgend welche vortheilhafte Aenderung erleiden können, denn sie hängen nothwendig von der physikalischen Natur und Wirkungsweise der galvanischen Ströme ab, ist den elektromagnetischen Betriebsmaschinen eine grosse Zukunft nicht mehr zu prophezeien, und die jubelnden Exklamationen des leicht entzündlichen Publikums, als Jacobi 1839 mit zwölf Personen auf einem durch seine elektromagnetische Kraftmaschine getriebenen Boote die Newa befuhr, werden, wie sie immer mehr und mehr verstummt sind, sich auch kaum mehr bei ähnlichen Gelegenheiten hören lassen.“

Selten wohl ist eine Prophezeiung über technische Dinge so gründlich durch die Entwicklung so lächerlich gemacht worden, als diese; denn schon in den allernächsten Jahren fanden die Maschinen, denen hier jede grössere Zukunft abgesprochen wurde, eine immer steigende Verwendung.

Schon zwei Jahre später wurde auf der Gewerbe-Ausstellung in Berlin von Siemens & Halske die erste elektrische Lokomotive, die sechs Wagen zog, ausgestellt, und in ununterbrochenem Siegeslaufe hat sich die elektrische Betriebsmaschine und Kraftübertragung ein Gebiet nach dem andern erobert. Auf der Pariser Ausstellung von 1881 erregte eine 80pferdige Maschine Edisons noch allgemeines Staunen und wurde als einzig dastehender riesiger Koloss bewundert. Zehn Jahre später, auf der Frankfurter Ausstellung, gab es bereits eine sehr grosse Anzahl 100pferdiger Maschinen, und daneben waren auch solche von 300, 500 und selbst 600 Pferdestärken vertreten. Im Wesentlichen kam diese Entwicklung der Beleuchtungstechnik zu Gute, in welcher die früher fast unüberwindlich scheinenden technischen Schwierigkeiten glänzend gehoben wurden. Noch haftet allerdings der elektrischen Lampe ein hoher Preis an, der es verhindert, dass sie das Beleuchtungsmittel der breiten Massen der Bevölkerung bildet. Aber abgesehen von ihrer grossen Ausbreitung zur öffentlichen Beleuchtung von Strassen und Plätzen, von Bahnhöfen, Geschäftshäusern etc. hat sie in enormer Weise anspornend auf die Technik der Gas-

beleuchtung eingewirkt. Das Bedürfniss nach einer vollkommeneren Beleuchtung wurde erheblich gesteigert und die Gastechniker wurden, um der drohenden Konkurrenz zuvorzukommen, zu den höchsten Leistungen getrieben. Die ganz allgemeine Ersetzung der gewöhnlichen einfachen Schnittbrenner durch Intensivbrenner und in den letzten Jahren die ausgebreitete Einführung des Gasglühlichtes ist nicht zum geringsten Theile dem elektrischen Lichte zu danken.

Auch sonst hat die Konkurrenz der Elektrizitätswerke in hervorragendem Maasse auf die Gasanstalten eingewirkt; die letzteren sehen sich veranlasst, Gas zu gewerblichen, sowie zu Kochzwecken zu erheblich billigeren Preisen und unter bequemeren Bedingungen als früher abzugeben. Sie liefern die theueren Kochapparate für eine ganz geringe Miete, so dass der Gaskocher in den letzten Jahren zum grössten Segen für die breiten Massen eine sehr grosse Verbreitung gewonnen hat.

Neben der Beleuchtung ist die Abgabe der Elektrizität zu motorischen Zwecken, also die sogenannte elektrische Kraftübertragung, erst in unserem Dezennium zu einer stets wachsenden Bedeutung gelangt. 1881 wurde auf der Ausstellung in Paris eine Kraftübertragung über eine Strecke von 1800 Metern ausgeführt; im folgenden Jahre gelang in München bereits eine Uebertragung auf eine Strecke von 57 Kilometern. 1885 wurden wiederum in Paris 40 Pferdestärken 152 Kilometer weit übertragen, und dabei ein Nutzeffekt von 50 % erzielt, d. h. also die Hälfte derjenigen Arbeit, die in die erste Dynamomaschine hineingeleitet wurde, wurde in der zweiten, als Motor wirkenden, zurückgewonnen. Damit war die Möglichkeit einer rationellen Kraftübertragung, bei der nicht allzuviel Arbeit unterwegs verloren geht, in greifbare Nähe gerückt. Als dann 1891 auf der grossen Frankfurter elektrotechnischen Ausstellung die glänzende Leistung gelang, 300 Pferdestärken, die man dem Neckar zu Lauffen entnahm, 175 Kilometer weit, bis nach Frankfurt zu leiten, wo sie zur Speisung von 1000 Glühlampen, sowie zum Treiben einer Pumpe für einen 10 Meter hohen Wasserfall benutzt wurden, konnte das Problem als gelöst betrachtet werden; 70 % der dem Neckar entnommenen Kraft wurden in Frankfurt nutzbar. Seitdem sind noch eine grosse Reihe technischer Verbesserungen hinzugekommen, so dass man bei Kraftübertragungsanlagen 92—94 % der eingeführten Kraft zurückgewinnt. Diese Zahl ist enorm, wenn man bedenkt, dass durch Dampfmaschinen nur etwa 12 % der in der Kohle vorhandenen Energie nutzbar wird, und bei dem neuen sehr vollkommenen Dieselmotor nur 26,6 % der erzeugten Wärme.

So ist es denn auch nicht zu verwundern, dass die Zahl der Elektrizitätswerke enorm gewachsen ist; vor dem Mai 1891 gab es in Deutschland nur 39 Elektrizitätswerke mit einer Leistungsfähigkeit von 16 707,5 Kilowatt¹⁾, am 1. Oktober 1895 bereits 180 Werke mit einer Leistungsfähigkeit von 46 573 Kilowatt, und am 1. März 1897 265 Werke mit einer Leistungsfähigkeit von 78 236,6 Kilowatt, zu denen noch 84 im Bau begriffene mit 21 269,2 Kilowatt Leistungsfähigkeit kamen. Das grösste Kraftübertragungswerk in Europa ist das bei Rheinfelden, das von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin ausgeführt ist. Dort werden der Wasserkraft des Rheins 16 000 Pferdestärken entnommen und in elektrischen Strom verwandelt, der theils zur Beleuchtung, theils zu chemischer Arbeitsleistung — ich erinnere nur an die Herstellung von Calciumcarbid — verwendet wird, theils wieder in mechanische Arbeit zurückverwandelt und zum Treiben der mannigfaltigsten Werkzeugmaschinen benutzt wird.

Das grösste Elektrizitätswerk der Welt befindet sich in Amerika bei den Niagarafällen. Der gewaltigen über 8 Millionen Pferdestärken betragenden Kraft des Wassers werden dort nach völligem Ausbau der Werke eine Viertelmillion Pferdestärken entnommen, die in Elektrizität verwandelt den verschiedensten Industriezweigen zugeführt werden. Die Stadt Buffalo z. B., 24 Kilometer von den Niagarafällen entfernt, bezieht die gesammte Kraft für ihre öffentliche Beleuchtung, für ihre Strassenbahnen, sowie bereits einen sehr grossen Theil der für die Industrie nöthigen Kraft von den Werken am Niagara. Um

¹⁾ Ein Kilowatt oder 1000 Watt entspricht einer Leistung von 1,36 Pferdestärken, da 736 Watt einer Pferdestärke oder 75 Meterkilogramm pro Sekunde gleichkommen.

diese ist ein neues Industriezentrum entstanden, das in mancher Hinsicht einen anderen Anblick gewährt, als der, den wir von einem Industriezentrum gewohnt sind. Es fehlen nämlich die rauchenden Schornsteine.

Es ist den Lesern wohl aufgefallen, dass gerade die bedeutendsten Elektrizitätswerke am fallenden und strömenden Wasser entstanden sind. Hierin liegt eine erste Antwort auf die vorher aufgeworfene Frage, ob es denn rationell ist, die Triebkraft den Umweg über den elektrischen Strom machen zu lassen, anstatt sie unmittelbar und direkt zu verwenden. Die im strömenden Wasser liegende Kraft, die nach vielen Millionen von Pferdestärken zählt, hat sich bisher eben nicht in erheblichem Maasse verwenden lassen; die elektrische Kraftübertragung giebt ein vorzügliches Mittel an die Hand, diese Kräfte für den Menschen nutzbar zu machen und dadurch eine Unabhängigkeit von der Kohle herbeizuführen. In wasserreichen Gegenden, in der Schweiz z. B., sind eine grosse Zahl von Elektrizitätswerken entstanden, aus denen selbst kleine Ortschaften mit elektrischem Licht und mit Kraft versorgt werden. Auch in Oberitalien ist eine vom Dampf unabhängige Industrie entstanden. Wie sehr dieser Umstand zur Verschönerung des Lebens, sowie vor Allem zur Gesundung der Arbeiter, zur besseren hygienischen Gestaltung der Arbeitsverhältnisse beitragen muss, liegt auf der Hand. Pro' Sombart, der vor einigen Jahren Oberitalien bereiste, sagt über diesen Gegenstand, als er davon spricht, dass der äussere Eindruck der dortigen Industriebezirke schon durch die Schönheit und Majestät der umgebenden Natur ein sehr erfreulicher ist: „Aber ein spezieller Umstand wirkt noch in den oberitalienischen Industriezentren, in Schio ebenso wie im Bergamaskerlande, im Mailändischen, in Bicha, ebenfalls dahin, den ästhetischen Eindruck zu verschönern: das ist die geringe Anwendung der Dampfkraft, das Vorwiegen der Wassernutzung und neuerdings die Anwendung der Elektrizität. Wenn diese erst einmal die Herrschaft der scheusslichen Kohle wird abgenommen haben, wenn die rauchenden Schlotte mehr und mehr verschwinden, dann wird es wie ein Aufathmen durch die industriellen Länder gehen, und die befreite Menschheit wird mit Schauern an das russige erste Jahrhundert des Kapitalismus zurückdenken. Einen Vorgeschmack dieser reinlichen Zukunft gewähren nun schon jetzt die oberitalienischen Industriezentren.“²⁾

Wir sehen also überall die Elektrizität nicht nur in einer absehbaren Zukunft berufen, sondern jetzt schon rüstig am Werke, umgestaltend auf unseren ganzen Arbeitsprozess einzuwirken. 1879 schloss Werner Siemens einen Vortrag auf der Naturforscherversammlung in Baden-Baden mit den Worten: „Es gehört sogar kein allzu kühner Flug der Phantasie dazu, um sich eine Zukunft auszumalen, in der die Menschheit die lebendige Kraft, welche die Sonnenstrahlen der Erde in ungemessenem Betrage zuführen, und die sich uns zum Theil im Wind und in den Wasserfällen zur Verfügung stellt, mit Hilfe des elektrischen Stromes zur Herstellung alles nöthigen Brennstoffes verwendet und die für ihre Kindheit von der Natur vorsichtig aufgestapelten Kohlentlager ohne Nachtheil zu entbehren lernt.“

Dieses grosse und wahrhaft stolze und kühne Wort, das unser hoch entwickeltes Zeitalter der Kohle und des Dampfes als in die Kindheit des Menschengeschlechts fallend bezeichnet, es ist noch nicht 20 Jahre, seit es gesprochen, im Grunde erfüllt, wenn auch in etwas anderer Weise, als Siemens es meinte. Thatsächlich sind wir durch die Elektrizität bereits im Stande, uns von der Kohle zu emanzipiren und die für die Erhaltung der menschlichen Gesellschaft nothwendige Arbeit zu einer rationelleren und gesünderen zu gestalten.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so sehen wir, dass die Naturkraft der Elektrizität einer der mächtigsten Hebel im Fortschritte der Kultur ist. Dieser besteht ja einmal im Näherbringen der Menschen, in dem geistigen Austausch, der mit dem materiellen Hand in Hand geht, und die idealen Güter eines Volkes auch den andern übermittelt. Dass hierbei die Elektrizität mit jedem andern Faktor vergleichbar ist, steht ausser aller Frage. Dann aber besteht der wesentlichste Fortschritt aller Kultur in der technischen Vervollkommnung der Maschinen und der dadurch bedingten Erleichterung der menschlichen Arbeit, welche berufen ist, den Menschen aus einem Sklaven zu einem freien Arbeiter zu machen und mit

²⁾ Sozialpolit. Zentralbl. III, No. 30. 1894.

fortschreitender Technik zu einem genussfähigen Bürger dieser Erde, für den das Leben alle die edeln Genüsse bietet, die nur bei der Aus- und Durchbildung des Geistes und der dazu nothwendigen Musse und Befreiung von der abstumpfenden mechanischen Produktionsarbeit möglich sind. „Wenn unsere Weberschiffchen von selbst sich bewegen würden, dann brauchten wir keine Sklaven, dann könnten alle Menschen als Freie das Leben geniessen“, sagt Aristoteles, und deutet damit klar an, in welcher Richtung er sich den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft denkt. Unsere Betrachtung zeigt uns, dass vornehmlich die Nutzbarmachung der Wasserkräfte durch den elektrischen Strom uns zu Zuständen führen muss, die den von Aristoteles angedeuteten äusserst nahe kommen. Auch in dieser Hinsicht erwäht sich also die Elektrizität als der mächtigste Kulturhebel, den wir besitzen.

Aber dieser an sich durchaus vernünftigen Auffassung des Aristoteles gegenüber müssen wir doch hervorheben, dass die kapitalistische Entwicklung in einem schneidenden Gegensatz dazu steht, dass die Erfindung und Verbesserung arbeitserleichterender Maschinen das Loos der Arbeiter vielfach noch erschwert, dass sie die Löhne durch die Konkurrenz mit der Maschine herabdrückt, und so zur Arbeitslosigkeit und Verelendung beiträgt. Wird die Elektrizität nicht auch in diesem Sinne wirken, und dadurch nach dem grossen industriellen Aufschwung, in dem wir uns seit Beginn dieses Dezenniums befinden, und der in erster Linie den Fortschritten der Elektrotechnik und den durch sie hervorgerufenen neuen Betriebsarten zu danken ist, eine um so grössere Krise herbeiführen und dadurch zerstörend und kulturfeindlich wirken? Hierbei möchte ich auf den vorhin berührten Punkt eingehen, ob die Einführung elektrischer Kraftübertragung nicht unrationell ist, wo keine Wasserkraft zur Verfügung steht, und ob dadurch nicht eine gewaltige Verschiebung der industriellen Machtverhältnisse vor sich gehen muss, eine Verschiebung, die für die Bevölkerung der aufblühenden Bezirke zwar sehr förderlich, für die der niedergehenden jedoch sehr schädlich sein muss. Auch im Tiefland und speziell in Berlin, bestehen bekanntlich grossartige elektrische Kraftwerke, die ihre Kraft durch Dampf erzeugen. Abgesehen davon, weise ich auf die immer stärkere Ausbreitung der Akkumulatoren hin. Auf ihre technischen Grundlagen kann ich hier nicht eingehen; ich will nur betonen, dass es durch sie möglich ist, die Energie beliebiger Kraftquellen, z. B. von Wasserfällen, in ihnen aufzuspeichern, sie zu versenden, und diese Energie dann an ganz anderen Orten in der Form des elektrischen Stromes herauszuholen. Diese Ausnutzung der Wasserenergie wird in Zukunft, namentlich wenn die Kohlenvorräthe anfangen werden sich ihrem Erschöpfungszustande zu nähern, von höchster Bedeutung werden; auch die ungeheure Arbeit, die das bei Fluth und Ebbe hin- und herströmende Wasser leisten kann, wird später wohl in diesem Sinne nutzbar werden. Somit wird die Elektrizität später die Kohle für die ganze Menschheit vollständig entbehrlich machen; wie sie jetzt schon in manchen Bezirken entbehrlich ist. Gegenwärtig aber ist es vielfach von Nutzen, auch die Arbeit der Kohle in Elektrizität zu verwandeln, und auf diesem Umweg erst Arbeit leisten zu lassen. Der Nutzen liegt in der ganz besonders bequemen Weise, in welcher sich der elektrische Strom fortleiten lässt, und darin, dass er in sehr rationeller Weise weit getheilt werden kann. Bekanntlich verschlingt eine 100pferdige Dampfmaschine weit weniger an Betriebsmaterial als 100 einpferdige. Kann man also eine 100pferdige bequem in 100 einpferdige zerlegen, so scheint dies durchaus rationell. Das ist nun mittels der elektrischen Kraftübertragung möglich. Eine mächtige Dampfmaschine treibt die Dynamomaschine an und erzeugt den elektrischen Strom; dieser wird in 100 kleinere Dynamomaschinen geleitet, die nun alle als Motoren dienen. Ein grossartiges Beispiel dieser Art bieten uns die elektrischen Bahnen, wo jeder Wagen aus dem Leitungsnetze soviel Strom entnimmt, als er braucht. Gewiss können die elektrischen Wagen in Buffalo billiger fahren, wo sie die Betriebskraft vom Niagara bekommen; aber auch bei uns, wo die Betriebskraft von Dampfmaschinen geliefert wird, ist der elektrische Betrieb durchaus rationell.

Die Theilbarkeit des elektrischen Stromes geht soweit, dass sogar der Bau von kleinen Motoren, deren Leistungsfähigkeit nur $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{20}$ Pferdekraft beträgt, lohnend ist. Deswegen halten viele wohlmeinende Männer die Elektrizität für berufen, das Handwerk und

den Mittelstand vor dem Untergang zu retten; denn sie stelle dem Kleinen die Betriebskraft gerade so billig zur Verfügung wie dem Grossen, und mache ihn dadurch konkurrenzfähig mit dem grossen Unternehmer. Kein Geringerer als Werner Siemens hat sich in diesem Sinne geäussert. Auch heute kann man vielfach diese Ansicht hören, und es ist auch ganz zweifellos, dass mehrfach bereits die Arbeiter, statt in Fabriken zu arbeiten, mit dem Elektromotor zu Hause beschäftigt werden. Natürlich bedeutet das keine Erhaltung des Kleinhandwerks. Zunächst ist es garnicht richtig, dass der Kleine die Betriebskraft ebenso billig, wie der Grosse bekommt, wie z. B. ein dahingehender Antrag bei Berathung des Vertrages mit den Elektrizitätswerken von der Berliner Stadtverordneten-Versammlung abgelehnt worden ist. Aber selbst, wenn der Kleine die Betriebskraft billiger, und sogar, wenn er sie umsonst bekäme, könnte er die Konkurrenz des Grossen nicht aushalten. Die Ueberlegenheit des grossen Unternehmens beruht ja in keiner Weise auf der billigeren motorischen Kraft, sondern auf den umfangreichen in einander greifenden Werkzeugmaschinen, die dadurch in Bewegung gesetzt werden, und zu deren Anschaffung und Betrieb eben ein grosses Kapital gehört. Dagegen ist es zweifellos richtig, dass eine ganze Reihe von Betrieben eine weitgehende Dezentralisirung vertragen; dahin gehört in erster Linie die Weberei, weiter Schneiderei, Handschuhmacherei, Verfertigung von Uhren, Schnitzwaaren, und viele andere. In alle diese dringt der Elektromotor als Kleinmotor in raschem Maasse ein, wobei er jedoch nicht den Kleinbetrieb stärkt, sondern die Hausindustrie. Es ist für den Unternehmer natürlich bequemer, mit dem sog. selbständigen Heimarbeiter, als mit der Fabrikarbeiterschaft zu thun zu haben. Spart er doch dabei nicht unerheblich an Kosten für die Räumlichkeiten, sowie Werkzeug; denn den Preis für den Motor streckt er dem selbständigen Manne, dem Heimarbeiter, vor und bringt ihn bei den Löhnen, die hier Kaufpreis für die gelieferte Waare genannt werden, in Abzug. Ausserdem verliert die gewerkschaftliche Organisation bei der Vertheilung der Arbeiter in ihren eigenen Wohnungen ihr festestes Rückgrat, eine Folge, die dem Unternehmer ebenfalls nicht unlieb ist. So hat sich denn auch z. B. die Handelskammer in Crefeld für ein dort zu errichtendes Elektrizitätswerk durchaus mit der Begründung ausgesprochen, dass dies zur Erhaltung der Hausindustrie beitragen würde, was durchaus in dem Interesse mancher Fabrikanten läge, die davon absehen müssten, grosse mechanische Fabriken einzurichten.

Stellen wir also die Frage nicht so, ob die Elektrizität durch Erleichterung der menschlichen Arbeit kulturfördernd wirken kann und in Zukunft sicher auch wirken wird, sondern, ob sie gegenwärtig so wirkt, so müssen wir mit einem vernehmlichen Nein antworten. Allerdings kann und soll nicht geleugnet werden, dass speziell in hygienischer Beziehung die Verhältnisse in mancher Beziehung bessere werden; im Grossen und Ganzen aber müssen wir gestehen, dass die immensen Vortheile, welche durch die Anwendung der Elektrizität ermöglicht sind, bisher zum Segen der Menschheit nicht verwendet werden. So sehen wir zum Beispiel, wie auf der Spree zwischen dem Physikalischen Institut und zwischen dem Hauptgebäude der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, also zwischen zwei Instituten, in denen mit allen Mitteln des menschlichen Geistes am Fortschreiten der Erkenntniss und an der Vervollkommnung der modernen Technik gearbeitet wird, wie zwischen diesen die Schiffer ihre schwerbeladenen Kähne langsam stromauf staken, gerade, als ob wir noch hundert Jahre zurück wären, als ob es keine Schlepddampfer oder keine Akkumulatoren gäbe. Warum wird diese und so viele andere schwere körperliche, den Geist niederdrückende Arbeit von Menschen vollführt, anstatt dass man maschinelle Vorrichtungen zu Hilfe nimmt? Die Antwort ist einfach. Gegenwärtig lautet die erste Frage bei der Einführung von Maschinen stets: Ist das billiger? Nur, wenn das der Fall ist, gilt die Maschine als rationell. Und dringt die Maschine in eine Industrie ein, so erleichtert sie allerdings die Arbeit der Menchen, oft sogar so weit, dass sie diese Arbeit vollkommen überflüssig macht und vielen Menschen die Arbeit ganz abnimmt. Diese gewinnen aber dadurch nicht die Musse zur geistigen Ausbildung und zum Genuss, sondern sie werden in die grosse Reservearmee der Industrie eingereiht; theilweise verkommen sie auf den Landstrassen, theilweise sinken sie ins

Lumpenproletariat und ins Verbrecherthum, und zum Theil finden sie Beschäftigung in anderen Zweigen, in denen sie die Löhne und die Lebenshaltung der Arbeiterschaft herabdrücken. Die armen Schifferknechte sind noch sehr zufrieden, dass sie die elektrischen Akkumulatoren unterbieten können und somit überhaupt noch Beschäftigung finden.

So wenig wir aber deswegen die Maschinen als ein Kulturhemmniss bezeichnen können, so wenig ist dies natürlich auch bei der Elektrizität der Fall. Je schärfer diese Tendenzen hervortreten, um so mehr und um so sicherer nähern wir uns einer Gesellschaftsorganisation, in der die Frage nach dem Profit nicht mehr gestellt wird, in der im Gegentheil jede maschinelle Einrichtung als rationell gilt, wenn sie geeignet ist, menschliche Arbeit frei zu setzen und den Menschen dann auch wirklich die Vortheile der Musse zuzuwenden. Spielend wird die sozialistisch organisirte Gesellschaft die Aufgaben lösen, die sich aus der fortschreitenden Technik ergeben, und die der kapitalistischen Menschheit als schier unlösbares Problem erscheinen. Dass bei diesen Fortschritten der Technik die Elektrizität eine Hauptrolle zu spielen berufen ist, liegt für jeden Einsichtigen klar auf der Hand. Wohl nirgends zeigt sich die Wahrheit der Marx'schen Worte, dass „das Kapitalmonopol zur Fessel der Produktionsweise wird, die mit und unter ihm aufgeblüht ist“, so deutlich, als hier. Die Technik, welche der sich weiter entwickelnden Gesellschaftsform weit vorausgeeilt ist, schafft hier fortdauernd neue gewaltige Produktivkräfte — man denke beispielsweise nur an das Acetylen, einen praktischen Ausgangsstoff für Alkohol — die in der gegenwärtigen Gesellschaftsorganisation garnicht zur Entfaltung kommen können, die nach neuen Organisationsformen förmlich schreien

Dass die Aufgaben, die sich hier ergeben, von der Menschheit werden bewältigt werden, kann für Niemanden, der an eine Fortentwicklung glaubt, auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein. Zur Herbeiführung der sich anbahnenden neuen sozialistischen Formen wird der weitere Ausbau der Elektrotechnik sicherlich ausserordentlich beitragen, und gerade darin dürfte die grösste Bedeutung zu erblicken sein, welche die Elektrizität in kulturfördernde Hinsicht hat.

Sozialdemokratie und Naturheilkunde.

Von

Ignaz Zadek.

(Berlin.)

Eine merkwürdige Zusammenstellung, denkt der Leser beim Anblick dieser Ueberschrift! Was hat das um seine politische und wirthschaftliche Befreiung kämpfende Proletariat mit diesem Zweig, dieser Abart der Heilkunde, mit dem Wasserheilverfahren und der „naturgemässen“ Lebensweise zu schaffen?

So frug auch ich mich kopfschüttelnd, als ich von der Redaktion um einen Artikel über dies Thema ersucht wurde, und längst vergangene, selige Stunden kamen mir in Erinnerung, als an der Kneiptafel feucht-fröhliche Bierreden über die unvergleichbarsten Gegenstände der Welt geschwungen wurden. Auch mir mag es darum vergehen werden, wenn ich im Folgenden nicht streng beim Thema bleibe, weil sich eben über dies Thema — genau genommen — nichts sagen lässt.

Wohl erinnere ich mich einer Zeit, wo in der Sozialdemokratie die Neigung bestand, sich für alle Anti-Bewegungen ins Zeug zu legen, für Anti-Vivisektion und Anti-Alkoholismus, für Anti-Impfzwang-Bewegung u. A. m., und die Partei auf die eine oder andere dieser Forderungen festzulegen. Aber diese aus der Zeit der Sektenbildung uns anhängenden Verirrungen haben wir längst abgestreift und überlassen jedem Parteiangehörigen als seine Privatsache seine

Stellung zur Impffrage, zur Abstinenz und zum Vegetarismus, ebenso wie wir Jeden in punkto: Religion nach seiner Façon selbig werden lassen. Wohl mag es noch heute Fanatiker der „naturgemässen Lebensweise“ geben, Wasseranbeter und Barfussläufer, die sich und Anderen von der „Rückkehr zur Natur“ die Lösung der sozialen Frage versprechen, aber solche Schwärmer nimmt doch Niemand ernst. Auch giebt es sicherlich heute noch unter unseren Parteigenossen unklare Köpfe genug, welche die Partei ebenso wie auf die Abschaffung des Herrgotts auf das „Evangelium des nassen Strumpfs“ verpflichten möchten, und andererseits durchaus nicht unklare Apostel dieses Evangeliums, welche in Wort und Schrift für eine solche Parteinahme der Sozialdemokratie beständig agitiren.

Gerade diesen Bestrebungen gegenüber, ganz heterogene Dinge mit einander zu verwirren, kann nicht energisch und unzweideutig genug betont werden, dass Sozialdemokratie und Naturheilkunde sachlich nichts, rein garnichts mit einander zu thun haben.

Eines nur haben die beiden, anscheinend leider in steigendem Maasse, mit einander gemein, das sind die Personen: eine grosse Zahl unserer Parteigenossen sind Anhänger der Naturheilmethode.

Wunderbar genug ist diese Thatsache. Seit jeher sind wir gewohnt, gerade bei den sozialdemokratischen Arbeitern einen regen Wissensdurst, Verständnis und Respekt vor der Wissenschaft im Allgemeinen und den naturwissenschaftlichen Disziplinen im Besonderen zu finden. Und unsere moderne Medizin ist angewandte Naturwissenschaft, die seit und mit dem Aufschwung der exakten Wissenschaften in unserm Jahrhundert aus dem Bereiche naturphilosophischer Spekulationen getreten ist und auf dem festen Boden anatomischer, physiologischer und pathologisch-anatomischer Forschung, auf der nüchternen klinischen Beobachtung und dem naturwissenschaftlichen Experiment beruht. Die physikalischen und chemischen Untersuchungsmethoden haben unser Wissen und Können ganz ausserordentlich vertieft und erweitert, haben, beständig kontrollirt vom Sektionsbefund, eine bis ins Mikroskopische gehende Genauigkeit in der frühzeitigen Feststellung vom Ort und von der Art der Erkrankung ermöglicht und für unsere Therapie damit neue, feste Normen geschaffen. Einzelne Zweige, wie die Augenheilkunde, die Geburtshilfe und Chirurgie, haben durch ihre fast mathematisch genaue Indikationsstellung für unser Eingreifen, durch die Ausbildung der Narkose, der Anti- und Asepsis u. A. m., eine Vollendung erreicht, die noch vor einem halben Jahrhundert für undenkbar gehalten wurde. Dazu die überraschenden, in ihrer Tragweite noch völlig unabschbaren Leistungen der Bakteriologie mit ihren Aufschlüssen über das Wesen der Ansteckung und Heilung, mit der hierdurch bedingten Umgestaltung unserer ganzen persönlichen und öffentlichen Gesundheitspflege, mit der nunmehr zum ersten Mal seit Bestehen der Welt auf festem Boden stehenden und darum wirksamen Prophylaxe der epidemischen und endemischen Seuchen. Das sind ganz immense Fortschritte der wissenschaftlichen Medizin und Hygiene, welche den Leistungen der übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen im „naturwissenschaftlichen Zeitalter“ nichts nachgeben. Schritt für Schritt wird durch mühsame Arbeit im Laboratorium wie am Krankenbett die Erkenntniss der Krankheitsursachen und der Krankheitsgesetze gefördert, nicht wie einst nach dem therapeutischen Stein der Weisen, nach Universal-Heilmitteln gesucht, sondern streng individualisirt, der Natur der Heilvorgang abgelauscht und nach-

zuahmen gesucht. An die Stelle unnöthiger Eingriffe, schablonenmässiger Behandlung zu Gunsten einer Theorie, eines Systems, ist die exspektative Behandlung getreten, Vorsicht und strenge Selbstkritik mit dem obersten Grundsatz: nil nocere!

Und demgegenüber die Lehren der Kneipp und Bilz, die Heilmethoden der Kuhne, Kanitz, Glünicke, Gerling und wie sie Alle heissen, die „praktischen Vertreter der Naturheilmethode“, deren Jeder sein besonderes Heilsystem und seinen Verein, sein Glaubensdogma und seine Gläubiger hat — Lehren, die in ihrer Einfachheit an medizinisch längst überwundene Zeiten erinnern, zurückführen zu der alten Krasenlehre und zur Lebenskraft, zum humoralpathologischen System und zur naturphilosophischen Spekulation, kurz zu Anschauungen, durch und nach deren Ueberwindung eben gerade die moderne Medizin ihren Aufschwung genommen. Daneben diese zur Schau getragene Missachtung wissenschaftlicher Arbeit und Fortschritte, der Bakterienforschung und der darauf gegründeten Therapie, der operativen Erfolge u. s. w. — die naivste, rohste Empirie mit den unsinnigsten Theorien zur Begründung der Heilmethoden. Einer dieser Ignoranten spricht in Volksversammlungen über die Gallsche Schädellehre und wagt es, diese seit mehreren Menschenaltern überwundenen Phantasieen über die Verteilung der Triebe und geistigen Funktionen in den Hirnprovinzen urteilslosen Zuhörern als etwas fundamental Feststehendes vorzutragen, bez. aus der Schädelform den Charakter zu weissagen; ein Anderer erdweist sich, in seinem „Verein für Körper- und Naturheilkunde“ (der unsinnige Name ist bezeichnend für den Geist der dort verzapft wird) den seit Jahrhunderten feststehenden Blutkreislauf Harveys zu vernichten und durch eine von ihm erfundene Theorie „Ernährung ohne Bluthkreislauf“ zu ersetzen; ein Dritter agirt mit dem magnetischen Fluidum vergangener Zeiten; ein Vierter hält Vorträge über Männerleiden, in denen den andächtigen Zuhörern vor den Folgen der Selbstbefleckung und vor den „Giften“ der Mediziner gruselig gemacht wird u. s. w. Unsere Parteiblätter sind es, die durch Annoncen und Hinweise im Versammlungsanzeiger für die Verbreitung all diesen Unsinn Propaganda machen müssen (?), und unsere Parteigenossen sind es, die ihn beklatschen und auf die grobe Reklame dieser Demagogen hineinfallen.

Wenn rückständige politische Elemente, wie neuerdings in Wien die Antisemiten angesichts der Pesterkrankungen, gegen die medizinische Wissenschaft, gegen Laboratoriumsversuche, gegen die Bedeutung des Bakterien-Studiums für die Erkenntniss und Behandlung von Krankheiten und Seuchen loseifern, so findet man das allenfalls begreiflich — wie man es erklärlich findet, dass die Eingeborenen heutzutage noch in Indien und Astrachan und die europäischen Volksmassen im dunklen Mittelalter die Aerzte für das grosse Sterben verantwortlich machten und steinigten, weil sie die Kranken vergifteten —, aber dass die vorgeschrittensten Elemente der modernen Arbeiterbewegung, die Träger der welthistorischen Mission Lassalles sich diesen rückläufigen Bewegungen anschliessen, erscheint einfach räthselhaft und beweist doch am Ende, wie weit zurück in der Kultur heute noch weite Kreise unseres Volkes sind.

Der Redakteur eines Parteiorgans, der den in der Stadt versammelten deutschen Naturforscher- und Aerzte-Kongress mit einigen Zeilen willkommen heisst, bekommt von Parteigenossen, die einem Naturheilverein angehören, dafür einen Ruffel. Als er sich ein ander Mal weigert, über den Unsinn ausführlich

zu referiren, den ein reisender Apostel des Naturheilverfahrens in dem Verein zu Tage gefördert hatte, drohen diese ehrenwerthen Genossen mit der Einstellung des Abonnements. Kaum glaublich, aber wahr!

Nehmen wir die Stellungnahme so vieler Parteigenossen zur Impffrage, zum Impfwang, eine Stellungnahme, die in Stuttgart zu einem Antrag auf Beseitigung des Impfwangs an den Parteitag geführt hat, begründet — von einem ärztlichen Delegirten! Sicherlich ist es für ein naives Gemüth, für viele Mütter ein beängstigender Gedanke, ihr Kind impfen d. h. wissentlich mit einer Krankheit, den Kuhpocken, infiziren lassen zu müssen. Die mit Ablauf einer Woche eintretende lokale und allgemeine Reaktion, das Fieber, das Krankheitsgefühl machen viele Mütter zu beredten Impfgegnern und empfänglich für die gegen den Impfwang systematisch inszenirte Hetze seitens der „Naturheilkundigen“, die sich nicht entblöden, alle folgenden Erkrankungen des Kindes, auch diejenigen, welche schon vor der Impfung bestanden haben, auf dieselbe zurückzuführen. Und trotzdem bedeutet die Impfung einen der grössten Triumphe der Heilkunde — sie hat die Gefahren der verheerenden Pockenepidemien, der Hunderttausende erlagen, wie heut noch der Cholera und Pest, für Deutschland eliminiert —, einen Fortschritt, der durch die modernen Forschungen über Immunität und Schutzimpfung auch seine glänzende theoretische Rechtfertigung erhalten hat. Jenner hat, 100 Jahre vor der wissenschaftlichen Begründung, durch exakte Beobachtung und exakte Versuche die Schutzkraft der Impfung erwiesen: Wer einmal Pocken gehabt hat, erkrankt nicht zum zweiten Mal daran. Auch das Ueberstehen der ungefährlichen Kuhpocken schützte eine Kuhmagd vor den Menschenblattern. Also impfte er das gesunde Kind mit Kuhpocken und schützte es vor den schwarzen. Damit die Gesamtheit aber den Nutzen hat, damit die Epidemie keinen Boden finde, muss die Impfung obligatorisch sein. Alle — Reiche und Arme — müssen geimpft werden, so lange noch im Ausland Pocken epidemisch auftreten und ihre Invasion zu befürchten ist.

Ja, ist denn das nicht ein eminent sozialistischer Gedanke? Jeder Einzelne muss Opfer bringen im Interesse des allgemeinen Wohles?! Und gerade Sozialdemokraten sind es, die dagegen auftreten und das Recht des Individuums gegenüber dem staatlichen Zwang betonen! Sozialdemokraten sind es, die ihre Reichstags-Kandidaten verpflichten, gegen den Impfwang zu stimmen! Wen soll man da mehr bedauern, Jene, welche eine Frage, die keine Parteifrage ist, zu einer solchen machen, oder Diese, welche um das Mandat zu retten, ein solches Versprechen geben?

Nebenbei gesagt, ist die durch Impfung bezweckte Immunisirung resp. Heilung einer ansteckenden Krankheit, wie sie jetzt bei der Diphtherie so glänzende Resultate gezeitigt hat und in Zukunft bei anderen schweren Infektionen weitere glänzende Heilerfolge liefern wird, Naturheilmethode im besten Sinne des Wortes. Wie im Blut des Erkrankten die Heilsubstanzen erzeugt werden, die mit den Krankheitserregern fertig werden und gegen eine Neuerkrankung schützen, so machen wir es auch, indem wir das Heilserum vom Thierkörper bereiten lassen und beim erkrankten Menschen resp. zum Schutz gegen die Erkrankung benutzen.

Will man durchaus Beziehungen zwischen Sozialdemokratie und Naturheilkunde gelten lassen, so keine anderen als den Gegensatz: die Sozialdemokratie

ist revolutionär, indem sie auf dem Boden der modernen industriellen Entwicklung und der modernen Wissenschaft steht und deren letzte Konsequenzen zieht, die sogenannte Naturheilkunde ist reaktionär, indem sie die moderne Entwicklung der Wissenschaft ignoriert und in ihren Lehren zurückführt zum Aberglauben und zum Dogma.

Wie kommt es nun, dass eine so grosse Zahl von Sozialdemokraten gleichzeitig Anhänger dieser unwissenschaftlichen und rückläufigen Lehren sind?

Zum Theil sind die Gründe dieselben, welche die Ausbreitung des Naturheilverfahrens überhaupt erklären, zum Theil liegen doch noch besondere Gründe für die Hinneigung gerade derjenigen Kreise der Bevölkerung vor, aus welchen sich die Sozialdemokratie rekrutirt.

Am nächsten liegt es, an die Unzulänglichkeit der ärztlichen Heilerfolge zu denken. Es giebt auch heute noch Krankheiten und Kranke genug, die wir nicht heilen können, und Niemand wundert sich darüber, dass ein vom Arzt nicht geheilter oder aufgegebener Kranker bei Denjenigen Hilfe sucht, die „Heilung in allen Fällen“ garantiren. Wenn die Freifrau von Droste-Vischering zum heiligen Rock nach Trier ging, Andere zur Jungfrau nach Lourdes pilgern, warum nicht Andere ebensogut zum Schäfer Ast oder zum Pfarrer nach Wörrishofen?

Dazu kommt, dass der moderne Arzt gerade infolge der Fortschritte seiner Wissenschaft, infolge der erleichterten Stellung der Diagnose und der Kenntniss der Prognose viel früher als ehemals dazu kommt, die unheilbare Krankheit zu erkennen. Seine Schulung in der pathologischen Anatomie hat neben dem unzweifelhaften Vorthail, dass sie ihn den Krankheitsvorgang in Wesen und Verlauf erkennen lässt und die Kontrolle für die Richtigkeit seiner Diagnose bildet, leicht den Nachtheil im Gefolge, dass er zum Pessimisten wird, weil er an der Leiche die Zerstörungen, welche die Krankheit gesetzt hat, die unheilbaren Degenerationen der Organe kennen und damit die Ohnmacht der Therapie begreifen gelernt hat.

Der Arzt weiss, dass Krebs und andere bösartige Geschwülste, wenn nicht frühzeitig operirt, unheilbar sind, ebenso wie Rückenmarksschwund und Hirnerweichung, er weiss, dass mit der Diagnose: tuberkulöse Hirnhautentzündung das Todesurtheil gesprochen ist, dass er einen Herzfehler, eine Brightsche Niere, ein Lungenemphysem, eine Säufelerleber und eine Unzahl anderer chronischer Leiden nicht mehr fortschaffen, sondern nur ihre Symptome für längere oder kürzere Zeit beseitigen kann. Diese Erkenntniss hat ihn — wie echtes Wissen jedes Mal — bescheiden und kritisch gegenüber den von ihm erzielten Erfolgen gemacht, und thörichte Ehrlichkeit verleitet ihn sogar vielleicht, dem Kranken oder dessen Umgebung über die Natur oder gar die Unheilbarkeit des Leidens reinen Wein einzuschenken, wo es garnicht nöthig ist.

Es ist begreiflich, dass diese Erkenntniss von der Begrenztheit des eigenen Könnens und die daraus resultirende Skepsis und Bescheidenheit das Auftreten des Arztes gegenüber dem Publikum gegen früher wesentlich modifiziren mussten. Bei einem grossen Theil dieses Publikums, dem weniger urtheilsfähigen und autoritätsbedürftigen, bei denjenigen Leuten, die das unbedingt glauben müssen, wird er damit leicht einen erheblichen Theil des geheimnissvollen Renommées der alten Aerzte einbüssen.

All dies tangirt den Naturheilkünstler nicht. Der ist von des Gedankens Blässe nicht im Mindesten angekränkt, sein Urtheil durch Sachkenntniss nicht

getrübt, sein Auftreten durch Zweifel an sich oder gar Bescheidenheit nicht gehemmt. Er glaubt an sich, und deswegen glaubt ihm auch der Kranke. Er stellt überhaupt keine Diagnose, denn ihm fehlt all und jede allgemeine und spezielle Vorbildung dazu, er beurtheilt die Krankheit aus den Beschwerden — darum auch ebenso gut brieflich — oder aus dem Gesichtsausdruck — „Gesichtsausdruckskunde“ heisst die Sache, in ein System gebracht (Kuhne) — oder aus auffälligen Symptomen, Husten und Athemnoth, Schmerz und Schwellung. Hat er die Symptome beseitigt, so hat er den Kranken „geheilt“. Es ist daher selbstredend, dass er Alles „heilt“, Krebs und Rückenmarkserkrankungen ebenso wie Diphtherie und Hirnhautentzündung, weil er sie dort diagnostizirt, wo sie garnicht vorhanden sind. Er kennt überhaupt keine unheilbaren Krankheiten, es sei denn, dass der Kranke schon vorher durch die „Gifte“ der Aerzte unheilbar geworden.

Und trotzdem muss anerkannt werden, dass die Hinneigung zum praktischen Naturheilverfahren — wohlverstanden nicht zu den unsinnigen Lehren und Theorien — in gewissem Sinne eine gesunde Reaktion darstellt gegenüber jenem, lange Zeit in der „Schulmedizin“ vorherrschenden therapeutischen Pessimismus. Während der junge Arzt in die Praxis hinaustrat, den Kopf erfüllt von einem therapeutischen Nihilismus, und sich im Wesentlichen damit begnügte, möglichst exakt die wissenschaftliche Diagnose zu stellen, auf die Therapie dagegen von oben mitleidig herabsah, da er von deren Aussichtslosigkeit doch überzeugt war, wollte der Kranke vor Allem behandelt und geheilt werden. Was Wunder, dass sich das Publikum vielfach von den Aerzten abwandte und zu Denjenigen lief, die ihm mit vollen Backen Alles versprochen und ihm durch ihr positives Eingreifen und die Sicherheit des Auftretens imponirten!

Und es muss weiter anerkannt werden, dass diese positiven Eingriffe der Naturheilkünstler in der That eine für viele Leidende zweckmässige und erfolgreiche Behandlung darstellten. Die modernen Menschen, insbesondere die in schlechten Wohnungsverhältnissen eingepferchten Städter zum ausgiebigen Gebrauch ihrer Glieder in der freien Luft, zur Abhärtung ihres verweichlichten Körpers durch kaltes Wasser, durch Barfusslaufen, Fensteröffnen, grobe Kost und grobe Leinwand, zur Entziehung des Alkohols, des Tabaks, des Kaffees, zur „Rückkehr zur Natur“ zu bringen, sie bei fieberhaften Erkrankungen in Packungen und Bädern schwitzen zu lassen — ist sicherlich ein anerkennenswerthes und durch die Erfolge anerkanntes Unternehmen.

Nicht dass dieses Vorgehen eine Eigenthümlichkeit des Naturheilverfahrens und dessen Vertreter gewesen wären; so lange es Aerzte giebt, haben sie wohl auf Aehnliches gedrungen — aber erfolglos. Es musste das Ganze in ein System gebracht, mit dem Stempel des Wunderbaren versehen werden — Güsse, nasse Wiesen, Holzhacken mit entblösstem Körper etc. mussten erfunden werden, um dem Publikum den Glauben an die Heilwirkung gesundheitsgemässen Lebens beizubringen.

Wie lange bemühen sich nicht die Aerzte um Abschaffung des Schnürleibs! Ueber 100 Jahre schon predigen sie in Wort und Schrift gegen das Korsett — vergebens. Jetzt kommt das Radeln auf, das Schnürleiber nicht oder wenigstens schlecht zulässt, und mit dem Moment geht's auch ohné diesen Panzer — die neue Mode hat die alte verdrängt.

Seit etwa zwei Jahrzehnten ist der therapeutische Nihilismus in der Medizin überwunden. Die Erforschung der Krankheitsursachen, das Studium der pathogenen Bakterien und ihrer Wirkung haben neue Perspektiven eröffnet und jetzt bereits ausserordentliche Heilerfolge zeitigt. Der Erfolg aber ist es, der nach wie vor die grosse Masse bestimmt. Der Impfwang ist unpopulär, weil die heutige Generation die schweren Pockenepidemien nicht mehr erlebt hat und deshalb an dem Erfolg, an der Nothwendigkeit der Impfung zweifelt. Die sinnfälligen Erfolge der Heilserum-Einspritzungen bei der Diphtherie leiten eine neue Aera ein, die über kurz oder lang den Naturheilkünstlern den Böden abgraben wird.

Als dauernde Errungenschaft aber aus dieser vielfach so unerfreulichen Periode werden die Mediziner die höhere Werthschätzung und häufigere Anwendung der hygienisch-diätetischen Heilmethoden, von Luft, Licht und Wasser auf den gesunden und kranken Menschen davontragen. Heute bereits werden beim Bau unserer neuen Krankenhäuser früher unbekannte Einrichtungen für die Anwendung des Wasserheilverfahrens vorgesehen und heute schon beim klinischen Unterricht mehr wie bisher auf Diätetik und Krankenpflege, Massage und Hydrotherapie geachtet. Lehrstühle für die Erörterung dieser Methoden, ihrer Anzeigen und Gegenanzeigen sind an den Universitäten zu errichten und die Studirenden auch mit der Anwendung derselben am Krankenbett vertraut zu machen.

Längst schon benutzen auch die Aerzte in der Praxis — zur Wärmeentziehung und Wärmezufuhr, zur Schweissentwicklung und zur Ableitung bei entzündlichen Affektionen, zur Abhärtung wie zur Erregung, als Schlafmittel wie zur Hebung des Appetits und der Blutbildung — Theil- und Ganzpackungen, Abreibungen und Uebergiessungen sowie Bäder aller Art, verordnen bei gewissen Erkrankungen vegetarische Ernährung, wie andererseits in geeigneten Fällen fast rein animalische Kost, machen von Luft-, Wasser- und Diätikuren, vom Sport etc. die ausgedehnteste Anwendung. Derjenige, der vor mehr als einem Menschenalter die moderne hygienische diätetische Behandlung der Lungenschwindsucht als allein erfolgreich erwiesen, und Derjenige, der die Kaltwasserbehandlung beim Typhus eingeführt, waren „Schulmediziner“. Aber darum wird es den Aerzten doch nicht einfallen, auf die Behandlung des Wechselfiebers mit Chinin, der Syphilis mit Jodkali und Quecksilber, auf die Narcotica, die Digitalis u. s. w. zu verzichten, leisten doch diese Mittel gegebenenfalls so ausserordentlich viel mehr als Luft, Wasser und Diät. Nicht die Aerzte sind es, die heute auf ein System eingeschworen sind, die durch ihr Studium um die Kunst zu beobachten und das objektive Urtheil gekommen sind, sondern jene Apostel des Naturheilglaubens, die auf ihre alleinseligmachende, wässerige Doktrin verpflichtet sind.

Sicherlich wird auch heute von mangelhaft vorgebildeten, unklugen und unerfahrenen Aerzten noch oft genug gestündigt, durch häufige Darreichung differenter Arzneien zur Herabsetzung des Fiebers, zur Beseitigung von Schmerz, Husten, Schlaflosigkeit gefehlt, sicherlich manche Operation vorgenommen, die besser unterblieben wäre, manchmal die Zange angelegt, ohne dass eine strenge Judikation dazu vorliegt — das Alles sind selbstverständliche, durch menschliche Verschiedenheit und Fehlbarkeit verursachte Dinge. Aber weit mehr wird von jener Seite gestündigt durch die Unfähigkeit, richtige Diagnosen zu stellen, durch

die Unterlassung rechtzeitiger Operationen und medikamentöser Eingriffe, durch die sinnlose Anwendung und Durchführung ihrer Kuren trotz mangelnden Erfolges, trotz bedrohlicher Gegenanzeigen.

Sicherlich gehen viele Kranke heute zum Naturheilkundigen, weil sie von Aerzten ohne Erfolg behandelt worden sind, aber wie viel grösser ist die Zahl der von Pfluschern aller Art mehr oder weniger übel zugerichteten Kranken, die, häufig zu spät, zu den Aerzten kommen oder zurückkehren.

Aber nicht nur, dass die Anwendung des Wasserheilverfahrens heute schon Gemeingut aller denkenden Aerzte ist — umgekehrt habe ich mir erzählen lassen, dass zahlreiche Naturheilärzte, d. h. approbirte Aerzte, welche sich ausdrücklich als „Vertreter des Naturheilverfahrens“ bezeichnen, zu den „Giften der Schulmedizin“ greifen, wenn sie mit Luft, Wasser und Glauben nicht zum Ziel gelangen. Ja, Einer von ihnen soll in der Toleranz so weit gehen, dass er dem Kranken beim Eintritt die Frage vorlegt, ob er mit Arzneien oder arzneilos wieder hergestellt zu werden wünsche — gewiss ein bemerkenswerther Fortschritt in der geschäftsmässigen Ausübung der Heilkunde, der diesem würdigen Schüler Aeskulaps den Zulauf aus allen Lagern garantiert. Oder ist dabei doch ein Fehler in der Rechnung mit unterlaufen, könnte nicht mancher glaubensstarke Kranke stutzig werden und merken, dass es mit dem Glauben des Herrn Doktors an die arzneilose Heilmethode nicht eben fest bestellt sei, dass es ihm mehr ankomme — auf den metallischen Beigeschmack?

Dies führt uns zu einem weiteren Grund für den Zulauf, den die Vertreter des Naturheilverfahrens haben, zu der systematischen, geschäftsmässigen Reklame derselben, dem auf Seiten des Publikums der naive Glaube, der völlige Mangel an Kritik gegenübersteht. Für den Arzt gilt es heute noch für unangemessen, die Aufmerksamkeit des Publikums durch Zeitungsannoncen und die übrigen Mittel geschäftsmässiger Reklame auf sich zu lenken. In diesem Verbot steckt ein Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit, in der die Ausübung der Heilkunst ausschliesslich gelehrter Beruf und kein Gewerbe wie heute war. So seltsam auch diese Selbstbeschränkung anmuthet, seitdem wir durch die Gesetzgebung zu einfachen Gewerbetreibenden geworden, die wie andere Gewerbetreibende unter den Auswüchsen der freien Konkurrenz leiden, und so oft auch offene oder versteckte nicht immer durch eine Nothlage entschuld bare Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot vorkommen, so fest hält das Gros der Aerzte an dem selbstgeschaffenen Sittenkodex fest und sucht sich nach Möglichkeit von Elementen freizuhalten, die durch „unlautere“ Mittel — und seien es auch nur solche, die jedem Kaufmann ohne Weiteres erlaubt sind — zur Praxis zu kommen sich bemühen. Dem grossen Publikum fehlt indessen das Verständniss hierfür vollkommen, es läuft in Schaaren, wie zu den paar annoncirenden Aerzten, zu den Aposteln der Naturheillehre, die durch skrupellose Reklamen grossen Stils, fette Annoncen, Veröffentlichungen von Dank sagungen resp. Vorfürhungen geheilter Patienten in Zeitungen und Broschüren, in Versammlungen und Vereinen in der widerlichsten Weise sich selbst be rüchern. Gläubig hört und liest ein naives Publikum die Wunderthaten, zu ungebildet und zu unreif im Urtheil, um den Schwindel zu durchschauen.

Gilt das bisher Gesagte für alle Kreise der Bevölkerung, so fehlt es doch auch nicht an einer Erklärung für die besondere Verbreitung der Naturheilkunde unter der ärmern Bevölkerung. Zunächst die geringeren Kosten! Trotz

der relativen Niedrigkeit der ärztlichen Honorare bei uns sind dieselben doch für manche Arbeiterfamilie, die ängstlich mit jedem Groschen rechnen muss, noch zu hoch. Rechnet man dazu die Apothekerkosten, so begreift man, welch grossen Ausgabeposten in dem Etat des Arbeiters Krankheiten in der Familie ausmachen und zwar einen um so grösseren, je geringer die Einnahmen, je schlechter die Lebenshaltung, je häufiger demzufolge die Erkrankungen sind.

Demgegenüber sind die Kosten des Naturheilverfahrens ganz verschwindende, die Honorarforderungen zumeist gering, die Arzneikosten fallen fort und die Anwendung des Wassers kostet wenig oder garnichts. Es ist daher begreiflich, wie schnell, namentlich in ärmeren Distrikten, im sächsischen Erz- und schlesischen Eulengebirge, in anderen dichtbevölkerten und trotzdem — eben wegen der Armuth der Bevölkerung — mit Aerzten nur spärlich durchsetzten Gegenden, das Naturheilverfahren populär werden musste.

Weiter ist nicht zu vergessen, dass es vielfach der Angehörige derselben Klasse ist, der frühere Arbeiter oder Handwerker, der das Heilverfahren ausübt und Propaganda dafür macht, der das Ach und Weh der armen Bevölkerung ungleich besser kennt als der gelehrte Arzt, der zu den Leuten in dem ihnen verständlichen Idiom und Ton spricht, der sich auch viel ausgiebiger, eingehender, freundlicher mit dem Kranken und dessen Umgebung beschäftigt, als es viele Aerzte thun, welche sich kaum die Zeit und Mühe nehmen, ihre Anordnungen dem Begriffsvermögen des Kranken näher zu bringen. Dem Gros unserer Parteigenossen steht eben gesellschaftlich ebenso wie in seinem Wissen, seinen Anschauungen und seiner Ausdrucksweise der Naturheilkundige ungleich näher als der studirte Bourgeois, dem der Besitzlose häufig von vornherein mit Misstrauen begegnet.

Und damit kommen wir endlich auch zu dem Grund, warum gerade die sozialdemokratischen Kreise ein so grosses Kontingent zu den Anhängern der Naturheilkunde stellen. Es ist die Opposition und das Misstrauen gegen den vom heutigen Staat für die Besitzenden monopolisirten medizinischen Beruf, die Uebertragung der allgemeinen, gegen die bestehenden Staatseinrichtungen revoltirenden Weltanschauung auf den speziellen Fall. Es ist hier nicht meine Aufgabe zu untersuchen, ob und inwieweit dieses Misstrauen gegen die heutigen Aerzte berechtigt ist. In welchem Maasse dasselbe aber thatsächlich besteht, dafür liefert das Kapitel: Krankenkassen und Aerzte Beweise in Fülle.

Dass sich ein Gegensatz zwischen den arbeitnehmenden Aerzten und der arbeitgebenden Krankenkasse überhaupt bemerkbar macht, ist am Ende nicht zu verwundern. Diese hat die Tendenz, die ärztlichen Löhne zu drücken, jene, ihre Arbeit sich möglichst gut bezahlen zu lassen. Schlimmer schon ist es, dass die Krankenkassen die Ueberproduktion an Aerzten und den Mangel an Organisation auf deren Seite, die Nothlage und die damit geschaffene Unterbietung benutzen, um die Arbeitsbedingungen zu verschlechtern, dass sie die Aerzte, ganz nach berühmten Mustern, durch die beständige Drohung mit der Entlassung gefügig zu machen suchen, und wenn die Aerzte zum Aeussersten greifen, zur Arbeitseinstellung, Streikbrecher anwerben, die ihren Kollegen in den Rücken fallen. Am schlimmsten aber ist die Art und Weise, wie gelegentlich den Aerzten das Gefühl ihrer materiellen Abhängigkeit von dem — sozialdemokratischen — Kassenvorstand zum Bewusstsein gebracht, ihr Charakter und ihre wissenschaftliche Ueberzeugung missachtet und korrumpirt werden.

Die hässlichsten Beleidigungen müssen sie sich gefallen lassen, dass ihre Motive verdächtigt, ihre Diagnosen „angezweifelt“ oder auch von dem „sachverständigen“ Vorstand einfach korrigirt werden — am Ende hat derselbe ja auch ebenso viel Recht in ärztlichen Dingen mit drein zu reden wie der sich Vertreter der Naturheilkunde nennende Tischlergeselle oder Badewärter, der Diagnosen und Krankenscheine ausfüllt! Besitzt ein Arzt aber den Muth seiner Ueberzeugung, Charakter genug, sich beispielsweise gegen eine derartige Belehrung seitens der Vorstandsmitglieder in ärztlichen Dingen oder den Zwang, mit Naturheilkundigen zu konsultiren, aufzulehnen, so riskirt er seine Entlassung.

Solche Vorkommnisse sind nicht die Regel, aber auch nicht zufällig. Sie sind in gewissem Sinne pathognomonisch für die Missachtung ärztlicher Leistungen und wissenschaftlicher Ueberzeugungen überhaupt, für eine bei manchem Parteigenossen hervortretende Neigung, über Alles zu urtheilen und über Alles zu reden, ohne die mindeste Sachkenntniss und damit Befugniss dazu zu besitzen, kurz, für eine bildungsfeindliche Politik der schwieligen Faust, wie sie sich gelegentlich selbst auf dem Parteitag durch die Antipathie gegen die Akademiker in der Partei bemerkbar macht.

Und nicht blos hierfür sind solche Vorkommnisse pathognomonisch. Welchem aufmerksamen Versammlungsbesucher ist es nicht schon aufgefallen, wie billig zuweilen der Beifall der Zuhörer zu haben ist, wie oft hohles Phrasen- und Demagogenthum sich breit machen dürfen, wenn der Redner es nur versteht, der Masse zu Munde zu reden, ihre groben Instinkte zu treffen und den Parteigenossen eine gehörige Portion von Schmeicheleien zu sagen; wie oft andererseits rücksichtslose Wahrheitsliebe und der Muth der Ueberzeugung missachtet werden, wenn sie den Zuhörern neue und unangenehme Thatsachen aussprechen. Es will mir scheinen, dass man häufig bei uns über der Gesinnungstüchtigkeit den Charakter übersieht und damit nicht nur Phraseure und Demagogen, sondern auch Geschäftssozialisten in Reinkulturen züchtet. Vielleicht sind das unausbleibliche Folgen des politischen Kampfes, in dem die Parteigenossen verlernt haben, Ueberzeugungstreue und Rückgrat auch beim Gegner zu respektiren.

Die schärfer blickenden und reiferen Elemente der Partei sollten es sich zur Aufgabe machen, gegen diese bildungsfeindlichen Tendenzen, welche der Sozialdemokratie als Trägerin der gewaltigsten Kulturbewegung der Neuzeit strikt zuwiderlaufen, gegen diesen Unfug des sich spreizenden Phrasen- und Demagogenthums, gegen den zunehmenden Geschäftssozialismus Front zu machen — nicht zum wenigsten auch unter approbirten und nicht approbirten Vertretern der Heilkunde. Dadurch, dass man sich als Parteigenossen ausgiebt, ist man noch nicht besser im Charakter, im Wissen und Können, ist man noch kein tüchtiger Arzt.

Ich glaube kaum zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass in der Zugehörigkeit zur Partei der letzte und mächtigste Grund für den Zulauf liegt, welchen die Prediger der Naturheilkunde gerade aus sozialdemokratischen Kreisen finden.

* * *

Und nun zum Schluss, zur Nutzenanwendung! Will ich etwa für ein Kurpfuscherei-Verbot plaidiren und mit der Mehrzahl der Aerzte: „Hinaus aus der Gewerbe-Ordnung!“ rufen? Ich denke nicht daran. Die Kurpfuscherei

bestand früher bei dem Verbot und wird mit oder ohne Verbot weiterbestehen, so lange es unheilbare Kranke giebt, so lange die medizinische Wissenschaft und Kunst so oft noch versagen, so lange noch weite Kreise unseres Volkes zu arm sind, um Arzt und Apotheker zu bezahlen, und zu unwissend und urtheilslos, um nicht auf jeden Heilswindel hineinzufallen, d. h. ewig, wenn das Sprichwort Recht hat von Denen, die nicht alle werden.

So lange übrigens das medizinische Studium dem Volke verschlossen bleibt, so lange lateinischer und griechischer Ballast und all' die Zöpfe unserer höheren Schulbildung den jugendlichen Geist zu erdrücken drohen, so lange das Gehirn erst mit so viel todtm Wissen angefüllt, schematisirt und klassifizirt werden muss, bevor man reif fürs Studium der Natur, des gesunden und kranken Menschen crachtet wird — so lange halte ich sogar das Mitwirken urwüchsiger, geistig nicht geschnürter Bauernnaturen, eines Priessnitz, eines Kneipp, für einen Gewinn auch für die Heilkunde.

Auch bin ich der Meinung, dass die moderne Kurfuscheri in Gestalt des Naturheilverfahrens einen Fortschritt gegen frühere Formen derselben bedeutet, indem sie weit seltener Schaden stiftet, dagegen durch die Betonung der natürlichen Heilfaktoren, durch die Bekämpfung des Alkoholismus etc. sich positive Verdienste um die Volksgesundheit erwirbt.

Nein, eine wirksame Therapie wird suchen, die Ursachen für die Ausbreitung der Naturheilkunde zu beseitigen, durch Vervollkommnung der Aerzte und Aufklärung der Bevölkerung.

Das neue Studienprogramm des Mediziners sieht ein klinisches Jahr praktischer Thätigkeit vor Absolvirung des Staatsexamens vor, und das dürfte ein wesentlicher Fortschritt sein. Hier muss dem jungen Arzt Gelegenheit geboten werden, sich für die Praxis vorzubereiten, die Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethoden und die Pflege des Kranken durchzumachen, nicht blos als Zuschauer, sondern überall mit Hand anlegend; hier muss ihm auch Gelegenheit gegeben werden, die häufigen geburtshilflichen und chirurgischen Eingriffe selbst auszuführen, nicht dass er, wie heute zumeist, in der Praxis, auf sich allein angewiesen, dieselben zum ersten Mal vornimmt — vielfach zu seinem und des Patienten Schaden. In der Praxis selbst muss er mehr noch wie bisher auf die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit durch die Beachtung der persönlichen Gesundheitspflege Werth legen, soweit das soziale Milieu seiner Kranken die Erfüllung dieser Vorschriften gestattet. Mehr als bisher muss der moderne Arzt sich mit diesem sozialen Milieu beschäftigen, sich um die Verhältnisse kümmern, unter denen seine Kranken leben, und damit den verloren gegangenen Boden, das Vertrauen desselben wieder zu gewinnen suchen.

Daneben müssen alle Bestrebungen, das allgemeine Kulturniveau zu heben, unterstützt, die Volksschule verbessert, die Fortbildung obligatorisch gemacht, Volksbibliotheken, Hochschulkurse, Vortragscyklen auch von Aerzten eingerichtet werden. Vor Allem aber muss die materielle Lage der arbeitenden Klassen gebessert, durch gewerkschaftlichen und politischen Kampf der Normalarbeitstag errungen werden und damit die Grundbedingungen für eine höhere Lebenshaltung und höhere Bildung, Zeit für die Theilnahme am kulturellen Leben der Nation. Die Aerzte haben ausser dem ideellen ein direktes materielles Interesse an dem wirthschaftlichen Aufschwung der Arbeiterklasse, da ihre

Inanspruchnahme und Honorirung ausserhalb und innerhalb der Krankenkassen in erster Linie von der Höhe der Arbeitslöhne abhängt.

Das vielfach unleidliche Verhältniss zwischen Aerzten und Krankenkassen wird am wirksamsten heute bekämpft durch Einführung der freien Arztwahl, wobei jedem Kassenmitglied Gelegenheit geboten wird, sich den Arzt seines Vertrauens zu wählen — während das Zwangsarztsystem das Verhältniss zwischen Arzt und Patient von vornherein vergiftet — und wobei der Kassenorganisation eine wenigstens einigermaassen ebenbürtige Organisation sämmtlicher Aerzte des Orts gegenübersteht.

Radikal wird mit dem Kurpfuscherthum in jederlei Gestalt erst dann aufgeräumt werden, wenn die beiden Punkte des sozialdemokratischen Programms: Unentgeltlichkeit von Arzt und Arznei und Unentgeltlichkeit des gesammten Unterrichts in Erfüllung gegangen sein werden, wenn damit die Ausübung der ärztlichen Kunst aufgehört hat, ein Privileg der besitzenden Klasse zu sein.

Da die Verwirklichung dieser Forderungen noch in weiter Ferne schwebt, da auch die materielle und geistige Hebung unseres Volkes nicht von heute auf morgen vor sich geht, wäre zunächst noch eine weitere Zunahme der Anhänger jener Irrlehren auch unter unseren Parteigenossen zu befürchten — wenn nicht durch den Uebertritt zahlreicher approbirter Aerzte zum Naturheilverfahren jene Gründe wieder fortfielen, welche die Ausbreitung desselben grossentheils bedingt haben. Seitdem die Ausübung des Naturheilverfahrens ein einträgliches Geschäft geworden, ist die Zahl der Aerzte, welche, dadurch angelockt, in Naturheilkunst machen, von Jahr zu Jahr gewachsen. Damit aber verliert die Sache ihren geheimnissvollen Reiz, das Eigenartige und Oppositionelle, was die Masse der Gläubigen zu dem begnadeten Schäfer, Pfarrer und Badeanstaltsbesitzer gezogen hat, ganz abgesehen von dem Fortfall der Billigkeit und Klassenzugehörigkeit, diesen für die Besitzlosen ausschlaggebenden Momenten. Die allein noch übrig bleibende Gesinnungstüchtigkeit dürfte kaum genügen, um für all diese Verluste zu entschädigen.

Die Geschichte von dem vor Gericht erscheinenden Pfuscher, der dem Richter seine Approbation mit der inständigsten Bitte um strengste Diskretion überreicht, da ihm sonst die ganze Praxis verdorben würde, ist nur zu wahr.

Das Bekenntniss zahlreicher Mediziner zur Naturheilkunde, an sich gewiss ein Beweis für deren erfolgreiches Vordringen, begrüsse ich als den Anfang vom Ende dieser Verirrung — und das ist der Humor davon.

Der Dualismus Oesterreich-Ungarns und seine wirthschaftlichen Konsequenzen.

Von

Heinrich Herbatschek.

(Kremsier.)

Die Oktobertage haben über Oesterreich schon viel Unglück gebracht. Im Jahre 1896 weihte von Bilinski, der unselige Werkführer unserer Finanzmaschine, jenen Monat mit den lapidaren Worten ein: „Die österreichische Regierung hat von allem Anfange an auf dem Standpunkte gestanden,

dass, nachdem die wirthschaftlichen Verhältnisse in Oesterreich sich leider nicht in dem Maasse gebessert haben als die Verhältnisse in der ungarischen Reichshälfte, mit Rücksicht darauf die Quote zu Gunsten Oesterreichs entsprechend geändert werden muss. Das ist die Stellung der österreichischen Regierung, und bei dieser wird sie immer bleiben.“ Genau zwei Jahre nachher sprach der nunmehrige Verteidiger des unglücklichen Ausgleichsprozesses von einer „geminderten Quotenleistung Oesterreichs“, die ein „unabweisliches Korollar der Ausgleichsvereinbarungen bilden“. Warum man allgemein die eigentlich nicht gar so wichtige Quote in den Vordergrund schiebt und alle anderen, ungleich schwerwiegenderen, jedoch dem Verständniss der Allgemeinheit weniger zugänglichen Ausgleichsbestimmungen als quantité négligeable betrachtet, ist eine Frage, die vornehmlich die cisleithanischen Länder betrifft.

Der Dualismus ist ein Doppelzentrismus, der auf die Dauer unhaltbar wird, denn immer wird die eine Wage — wie Palacky im Jahre 1865 schrieb — die andere überwiegen. Dass dieses sich in Wahrheit umgesetzt hat, beweisen die Verhandlungen um die Quote, welche man — wenn der Akt nicht wirklich gar zu ernst wäre und die vitalsten Interessen der diesseitigen Hälfte beträfe — als geradezu komisch bezeichnen könnte. Das Gesammtverforderniss des gemeinsamen Budgets vom Jahre 1897 beträgt 157843868 fl.¹⁾ Nun ruht aber auf den österreichischen Steuerträgern, die ohnedies mehr als das Doppelte der Abgaben zu leisten haben, noch auch die Last, für die gemeinsame Staatsschuld die Zinsen aufzubringen. Wenn man die reinen Zolleinnahmen, die sich heuer auf 53½ Millionen Gulden belaufen, vom gemeinsamen Budget abzieht, bleibt ein Erforderniss von über 104 Millionen, die sich für die österreichischen Steuerträger auf eine Beitragssumme von 71,8 Millionen, in Ungarn blos auf 30,8 Millionen Gulden belaufen. Worüber sich jedoch die wenigsten Politiker klar sind, das ist die Uebervorthellung der Steuerträger Oesterreichs in Hinsicht auf die Zolleinnahmen:

Im Jahre 1898 zahlte Ungarn: an Quote	fl	30 897 336
an Zoll	„	7 763 000
		<hr/>
	fl	38 570 336
„ „ „ „ Oesterreich: an Quote	fl	71 883 784
an Zoll	„	48 072 790
		<hr/>
	fl	119 956 574

Dadurch also, dass die Zolleinnahmen zur Bestreitung der gemeinsamen Auslagen benützt werden, also als Ganzes betrachtet — obgleich die österreichische Hälfte an Zoll das Siebenfache hergeben muss — die Bestimmungen des Staatsvertrages Lügen strafen, erklärt sich allein schon, weshalb die ungarische Staatskasse für Wahlen und andere nicht „staatliche“ Zwecke Millionen herzugeben im Stande ist; weshalb ferner sich in kurzer Zeit die Korruptions- und Protektionswirthschaft der Magyaren derart zu entwickeln vermochte; weshalb endlich sich in Oesterreich ein Niedergang der wirthschaftlichen, vornehmlich der industriellen Thätigkeit, in Ungarn dagegen ein rasches und für die Nachbarländer um so gefähr-

¹⁾ Compass pag 1138. Jahrg. XXX.

licheres Emporblühen der Industrie bemerkbar macht: Der Kapitalismus mit all seinen schlimmen Auswüchsen, deren vorzüglichste die von Staatswegen an Oesterreich begangene Ueberwucherung ist, gelangt daselbst zur unbeschränkten Herrschaft. Unbeschränkt, das heisst willkürlich und grenzenlos ist die Ausbeutung der landwirthschaftlichen Arbeiter von Seiten der Grundbesitzer, unbeschränkt im Sinne von absolutistisch und despotisch die unwürdige Magyarisirung der übrigen Nationen, die ungezügelte Oberherrschaft des übermüthigen Adels. Dieser ist es, der die verhängnisvolle Verbindung mit Oesterreich herbeigeführt und dann im Uebermaasse des Stolzes die Trennung der beiden Staaten veranlasst hat. Derselbe hoffärtige Adel, zu dem auch Verwandte des sogenannten Königs von Ungarn gehören, marschirt jetzt an der Spitze der internationalen Ausbeuter, die im Vereine mit der Polizei, dem Wahrzeichen österreichisch-ungarischer Politik, die Gegner ihrer schändlichen Thaten mit Gewalt zum Schweigen zwingen wollen.

Noch aus anderen Beweisgründen erhellt zur Genüge, dass der Dualismus der österreichisch-ungarischen Monarchie, die doch bloß ein aus den heterogensten, national und konfessionell divergirenden Elementen zusammengewürfeltes Staatswesen ist, für sämtliche Länder, Einwohner und auch für die kulturelle Entwicklung von unsagbarem Nachtheile ist. Die Einwohnerzahl der beiden Hälften des Reiches betrug vor dem unglückseligen Ausgleich (1867) rund 35,6 Millionen. Der Ertrag aus Steuern und Abgaben belief sich nach authentischen Mittheilungen²⁾ auf 438 Mill. Gulden, so dass auf jeden Einwohner der österreichisch-ungarischen Monarchie eine Abgabe von 12,3 fl entfiel. Im Laufe von dreissig Jahren, während welcher die Völker Oesterreichs den Segen des Dualismus zu geniessen Gelegenheit hatten, ist die Bevölkerungsziffer wohl auf 44 Millionen angewachsen, dafür wurden aus den 438 Millionen 1049,3 Mill. Gulden, wonach auf jeden Bewohner eine Steuerlast von 43,44 Gulden fiel.

Aus den Hütern des Konstitutionalismus, wie sich die stolzen ungarischen Politiker nannten, sind scheinheilige Regierungslakaien geworden; und obgleich ihr self made man, Graf Julius Andrássy, vor 30 Jahren seinen Landsleuten rieth, dem Deutschthum in Oesterreich gegen die slavisch-föderalistische Koalition beizustehen, obgleich Déak 1867 bereits weissagte, der Ausgleich könne nur mit einem verfassungsmässig regierten Oesterreich auf die Dauer geschlossen werden, erklärte Baron Bánffy ganz unumwunden, der Absolutismus in Cisleithanien tangire die ungarischen Staatsinteressen keineswegs. Wenn der Schein nicht trügt — und in Oesterreich ist bei dem verderblichen Treiben des Klerus und Adels Grund genug vorhanden, daran zu glauben — will man den Kaiser in die Zwangslage bringen — um dann vom Lichte der absolutistischen Sonne die Strahlen herzuleiten, welche alle die Schlupfwinkel des Freisinns ausspüren, die im Verborgenen reifende Frucht des Sozialismus verbrennen sollten — in die peinliche Situation sage ich: entweder Absolutismus oder den Knoten zerhauen, das heisst also, den Stand der Dinge auf die „föderalistische Spitze“ treiben. Nach dem Gesetz vom 21. Dezember 1867 (No. 146 R. G. Bl.)

²⁾ Statistisches Handbuch 1868.

hat der Kaiser das Verhältniss der Beitragsleistung der beiden Staaten zu bestimmen, falls zwischen den Vertretungen kein Uebereinkommen erzielt würde, jedoch nur für die Dauer eines Jahres. Das ungarische Gesetz (XII. G. A. vom Jahre 1867, § 21) kennt diese Zeitbeschränkung nicht. Gerade dieser Umstand ist es, der eine Gefahr in sich birgt, für die Verfassung sowohl wie für die wirthschaftliche Lage.

Ob nun — wie es verlautet — der Kaiser zu Gunsten seines Neffen abdanken oder ob er das Szepter weiterführen wird, eines ist gewiss und entscheidend in Ansehung der grossen Wirren und Streitigkeiten, von denen Oesterreich durchtobt wird: so kann es nicht fortgehen, aus den stereotypen Versprechungen der Minister, soziale Reformen u. s. f. einführen, dem Bauer und Arbeiter aufhelfen zu wollen, die matte Industrie durch Exporterleichterungen und Verträge zu heben, müssten Thaten werden, denn die paar Enqueten und Rundreisen der ministeriellen Funktionäre haben so gut wie gar keine Wirkung, ebenso wie die Valuta-Reform und Kronen-Währung nichts weiter als Danaergeschenke waren.

Das Banner, um welches sich die egoistischen Ungarn im Kampfe um den wirthschaftlichen Dualismus schaaren, ist der autonome Zolltarif, der dem Import nach Ungarn die grösstmöglichen Begünstigungen verleiht, die österreichischen Länder dagegen arg schädigt. Von der gesammten Ausfuhr Ungarns im Jahre 1896 im Werthe von 544,7 Mill.³⁾ Gulden kaufte Oesterreich für 418 Millionen, der andere Bruchtheil ging in fremde Staaten. Aus der österreichischen Reichshälfte bezog Ungarn Waaren im Werthe von 444,6 Mill. Gulden, und aus der Fremde kaufte es um 104 Millionen Waaren. Wenn das Prinzip der politischen Gemeinsamkeit, sagte ein bedeutendes Blatt Oesterreichs, und der von ihr tatsächlich untrennbaren wirthschaftlichen Einheit richtig ist, dann darf die ungarische Regierung nicht die Vortänzerin der Personal-Union sein, und dann kann die Nothwendigkeit des Zollbündnisses nicht durch den allerdings traurigen Zufall aufgehoben werden, dass die parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich den Abschluss des Ausgleiches um ein Jahr verzögern. Wenn der Dualismus bis Ende Dezember nützlich ist, so wird er in einem weiteren Semester weder schlecht noch überflüssig sein und es fehlt jeder Anlass zu den waghalsigen Demonstrationen, die das Reich um sein Ansehen bringen und dem Auslande gegenüber bejammernswerth blossstellen könnten.

Dennoch wird Oesterreich in diesem Kampfe den Kürzern ziehen. Es ist dem Abgrund nahe, in dem sich Absolutismus und Jesuitismus die Hände reichen. Nur von einer Seite wird die österreichisch-ungarische Misère richtig erfasst: die Sozialdemokratie beurtheilt die Dinge mit dem Maassstabe der Vernunft und Gleichberechtigung, hat daher Grund genug, die Lässigkeit und unentschiedene Haltung der regierenden Organe aufs Schärfste anzugreifen, die drohende wirthschaftliche Gefahr, die Hand in Hand gehen wird mit einer politischen Umwälzung, zu kennzeichnen und gegen die Vorstösse der Reaktion, unter deren Herrschaft die arbeitenden Klassen Oesterreich-Ungarns vornehmlich zu leiden haben, alle Mittel zu

³⁾ Tresor 1897.

ergreifen, welche ihr innerhalb der von zweifelhaft liberalen Volksvertretungen geschaffenen Gesetze zu Gebote stehen. Und wenn die Staatsschuld seit dem Geburtsjahre des Ausgleiches von 2692 Millionen auf 6379 Millionen Gulden angewachsen ist, dann ist es doch vor Allem Aufgabe der Sozialdemokratie, auf den letzten Grund dieser drückenden Lasten zurückzugehen, die Verantwortlichkeit der staatlichen Leitung zu prüfen und Aenderungen vorzuschlagen, die dem rasch hereinbrechenden Niedergang des wirthschaftlichen Lebens ein Ziel setzen. — Die grosse Verschiedenheit der Völker Oesterreichs, insofern sie sich in der Abstammung, Sprache, Konfession und in den Berufen unterscheiden, einerseits, das übermüthige Volk der Ungarn andererseits — daran wird das Staatsschiff Oesterreichs zerschellen!

Welche Bedeutung hat die Wissenschaft für die Bestrebungen des Sozialismus?

Eine praktische Frage.

Von

Julian Borchardt.

(Brüssel.)

[Fortsetzung.]

Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Menschen stehen nicht still, sie sind in fortwährendem Fluss, in fortwährender Wandlung begriffen. In den drei Jahrtausenden, seit wir etwas von der Geschichte der Menschheit wissen, haben unzählige Umwälzungen stattgefunden, und an ihnen können wir die wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrer Wandlung, in ihrem Fluss erfassen. Zeigt uns die Untersuchung der Gegenwart die wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrem augenblicklichen Zustand, gewissermaassen in ihrer Ruhe, so zeigt uns die Untersuchung der Vergangenheit dieselben Verhältnisse in ihrem Werden, in ihrer Bewegung. Beides zu kennen, ist für den Sozialismus unentbehrlich.

Ja, die Kenntniss der Vergangenheit ist sogar in gewissem Sinne noch wichtiger als die der Gegenwart.

Was wir in letzter Linie erstreben, ist ja nicht nur eine wirthschaftliche, sondern eine soziale Umwälzung; nicht nur die wirthschaftlichen, sondern alle sozialen Verhältnisse sollen ein anderes Aussehen bekommen. Und die wirthschaftliche Umwälzung, die Abschaffung der Lohnarbeit, ist nur das Mittel dazu.

Um aber die Gesellschaft aus ihrer heutigen Form in eine andere überzuleiten, mit anderen Worten, um die Bewegung der sozialen Verhältnisse in die von uns gewollte Richtung hineinzuzwingen, genügt es nicht, sie in ihrem augenblicklichen Zustand zu beobachten, sondern man muss sie eben in ihrer Bewegung beobachten, um herauszubekommen, wonach sich ihre Bewegung richtet. Alle Bewegung der sozialen Verhältnisse aber, die wir beobachten können, hat in der Vergangenheit stattgefunden.

Somit gilt es, die Vergangenheit ebenfalls zu durchforschen, um aus ihr die bisherigen sozialen Umwälzungen, sowie die Umstände, durch welche jene Umwälzungen herbeigeführt wurden, zu erkennen.

Eine solche Durchforschung der Vergangenheit ist aber wiederum die Aufgabe einer Wissenschaft: der Geschichte.

Da dieser Punkt sehr schwierig und doch sehr wichtig ist, scheue ich die Wiederholung nicht und will nochmal mit anderen Worten dasselbe sagen.

Der Sozialismus erstrebt die Abschaffung der Lohnarbeit, d. h. er will eine bestimmte Aenderung unserer gesamten sozialen Zustände mit Bewusstsein herbeiführen. Solche Aenderung tritt aber nicht ein, weil wir sie wünschen, sondern sie hängt von ganz bestimmten Umständen ab, die vorher erkannt werden müssen. Es ist nöthig, einerseits eine möglichst genaue Kenntniss der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse — und unter ihnen ganz besonders der wirthschaftlichen Verhältnisse; denn wir haben ja die Ursache der sozialen Misstände bereits in der den wirthschaftlichen Verhältnissen angehörenden Lohnarbeit erkannt — und andererseits die Kenntniss der sozialen Umwälzungen der Vergangenheit und der Umstände, denen sie entsprungen sind. Erstere Kenntniss wird uns durch die Nationalökonomie, letztere durch die Geschichte übermittelt, und so sehen wir, dass der Fortschritt des Sozialismus und die endliche Erreichung seines Zieles durchaus an die Pflege dieser beiden Wissenschaften — der Sozialwissenschaften — gebunden ist.

In den letzten Jahren war leider die Beobachtung zu machen, dass Nationalökonomie und Geschichte in sozialistischen Kreisen nicht so eifrig gepflegt wurden, wie es nöthig ist, und dass man die Wissbegier der arbeitenden Klasse mehr aus dem Bereich der Naturwissenschaften zu befriedigen sucht.

So interessant nun auch die Naturwissenschaften sind, und so wichtig es auch für den Einzelnen werden kann, mit den Naturkräften, die in seinem Arbeitszweig zur Anwendung kommen, vertraut zu sein, so darf sich doch der Sozialismus als solcher mit den Naturwissenschaften nicht aufhalten. Denn die Naturkräfte sind es nicht, die eine Klasse der Menschen gegenüber der anderen zurücksetzen, die Naturkräfte sind es nicht, die materielles Elend und Unfreiheit erzeugen; diese liegen in den gesellschaftlichen Verhältnissen begründet.

Dazu kommt, dass für die Pflege der Naturwissenschaften schon von der bürgerlichen Gesellschaft ungemein viel gethan wird. Von Staat und Gemeinde sind unzählige Anstalten zur Pflege der Naturwissenschaften gegründet, und auf allen Schulen, Universitäten und Fortbildungsanstalten kann Jedermann, meist auch der ärmste, sie in mustergiltiger Weise erlernen.

Ganz anders liegt die Sache bei der Nationalökonomie. Diese wird zwar auch an den Universitäten gelehrt; aber was die bürgerliche Wissenschaft unter diesem Namen lehrt, unterscheidet sich bedeutend von dem, was wir darunter verstehen.

Und das ist natürlich. Ich habe schon ausgeführt, dass nach Ansicht unserer Bourgeois die Wurzeln unserer sozialen Uebelstände nicht in den wirthschaftlichen Verhältnissen stecken, sondern in der Schlechtigkeit der Menschen. Dafür Besserung zu suchen, ist aber Aufgabe der Moral, nicht der Nationalökonomie.

Freilich, dass das materielle Elend an sich ein wirthschaftlicher Uebelstand ist, das verhehlen sie sich auch nicht. Da sie aber den inneren Grund dieses Uebels auf sittlichem Gebiet glauben, so soll ihre Nationalökonomie höchstens einzelne Mittel angeben, das Elend, wo es gar zu stark zu Tage tritt, weniger fühlbar und besonders weniger sichtbar zu machen. Keineswegs

aber soll sie den innern Mechanismus der heutigen Wirthschaftsweise aufdecken, um die Mittel zur Umänderung dieser Wirthschaftsweise zu liefern. So beschränkt sich unsere offizielle Nationalökonomie darauf, die äusseren Erscheinungsformen des wirthschaftlichen Lebens aufzuzählen, sucht aber keine inneren Zusammenhänge.

Nicht besser steht es mit der Geschichte. Man sollte freilich meinen, dass diese an allen offiziellen Lehranstalten sehr eifrig gepflegt wird. Aber was man da lehrt, ist eine Erzählung von Ereignissen, die passirt sind, keineswegs eine Untersuchung der sozialen Umwälzungen der Vergangenheit.

Der Sozialismus aber hat ein vitales Interesse daran, dass einerseits die Lebensbedingungen der Lohnarbeit, andererseits der Mechanismus der sozialen Umwälzungen ans Tageslicht kommen, und deshalb liegt es ihm ob, die Pflege der Nationalökonomie und der Geschichte mit allen Kräften zu fördern.

Natürlich will ich damit nicht sagen, dass kein Sozialist sich mit Naturwissenschaften befassen dürfe. Ganz im Gegentheil. Wer Neigung und Fähigkeit dazu in sich verspürt, der gebe sich dieser Wissenschaft hin. Sie ist gerade so nothwendig und nützlich, wie jede andere Arbeit. Nur muss er sich nicht einbilden, dass er dadurch etwas für den Sozialismus thut, gerade so wenig, wie ein Tischler, wenn er einen guten Tisch macht, etwas für den Sozialismus getan hat.

Es hat freilich seine guten Gründe, dass die Beschäftigung mit den Sozialwissenschaften in sozialistischen Kreisen neuerdings hinter der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften zurückgetreten ist.

Erstens sind die Naturwissenschaften leichter als die Sozialwissenschaften.

Das klingt anmaassend, ist aber doch richtig.

All unser Wissen beschränkt sich bekanntlich auf die Erkenntniss von Bewegungen und von deren Verlauf. Sämmtliche Wissenschaften beschäftigen sich mit nichts weiter als damit, die in ihrem Forschungsgebiet auftretenden Bewegungen zu untersuchen und nach deren Regelmässigkeit zu forschen.

Leser, denen dieser Satz neu sein sollte, muss ich bitten, mir ihn für den Augenblick zu glauben. Ihn beweisen, würde nicht nur einen, sondern eine ganze Reihe besonderer Artikel erfordern.

Es ist nun klar, dass eine komplizirtere Bewegung schwerer zu erkennen ist, als eine einfachere; so ist z. B. der leblose Stein leichter zu erforschen als die Pflanze, die wächst und sich nährt; die Pflanze leichter als das Thier, das ausserdem noch seinen Platz wechseln kann; das Thier leichter als der Mensch, dessen Bewegungen wiederum weit mannigfaltiger sind.

Die Gesellschaft aber weist noch viel komplizirtere Bewegungen auf als der einzelne Mensch; sie ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch weit lebendiger als der Einzelne. Und so ist es weit schwieriger, ihren verschiedenen Bewegungen und Lebensbethätigungen auf den Grund zu kommen, als beim einzelnen Menschen, dem letzten Gegenstand der Naturwissenschaften.

Damit hängt es zusammen, dass die Naturwissenschaften heute schon viel weiter vorgeschritten sind, als die Sozialwissenschaften. Eben weil sie leichter sind, hat man sie viel früher, schon vor Jahrhunderten in Angriff nehmen können. Die Sozialwissenschaften dagegen, mit ihren viel komplizirteren Zusammenhängen, konnte man erst beginnen, nachdem der Menschengeist durch Jahrhunderte langes Studium der Naturwissenschaften dazu vorgebildet war. So sind die Sozial-

wissenschaften heute eben erst im Entstehen begriffen, sie haben nur erst sehr wenig Resultate geliefert, das Meiste muss noch gesucht werden. Und wenn nun der wissbegierige Arbeiter an den Berufsgelehrten herantritt und Erweiterung seines Wissens fordert, so ist nichts natürlicher, als dass ihm dieser aus dem Gebiet der Naturwissenschaften etwas mittheilt, wo wir schon wirkliche Kenntnisse besitzen, während er in den Sozialwissenschaften fast auf jede Frage würde antworten müssen: ich weiss nicht.

Indessen wäre dies doch kein genügender Grund zur Vernachlässigung der Sozialwissenschaften. Gerade die Schwierigkeit der Aufgabe würde die edelsten Geister anziehen, wenn nicht ein anderer Umstand hinzukäme.

Wovon soll der sozialistische Nationalökonom unserer Tage leben? An einer öffentlichen Lehranstalt wird er nie und nimmer angestellt, und die paar sozialistischen Zeitschriften, die existiren, haben meist kein Geld. Und wenn sie wirklich welches hätten, könnten sie ihn auch nicht ernähren, da man nicht alle acht Tage eine wissenschaftliche Arbeit schreiben kann.

So kommt es, dass so manches hoffnungsvolle Talent wider besseren Willen und nach schwerem Kampfe gezwungen ist, die Gesellschaftswissenschaft fahren zu lassen und seine geistigen Kräfte, mit denen er vielleicht für die Befreiung des arbeitenden Volkes Grosses hätte wirken können, anderswo anzuwenden, um nicht zu verhungern.

Es ist dies jedenfalls ein Punkt, auf den nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann. Der Sozialismus muss durchaus Vorkehrungen treffen, um die Gesellschaftswissenschaften so eifrig zu betreiben, wie heute von Staatswegen die Naturwissenschaften betrieben werden. Sonst wird er sein Ziel, die Abschaffung des Elends und der Unfreiheit, nie und nimmer erreichen und verliert somit seine Existenzberechtigung.

In vergangenen Jahrzehnten ist in der Nationalökonomie eifriger gearbeitet worden als heute, und diesen Arbeiten, vor Allem den Forschungen von Marx, verdanken wir es, dass die Wurzel unserer sozialen Missstände in der Lohnarbeit erkannt worden ist; ihnen verdanken wir es, dass der Sozialismus seine heutige Höhe erreicht hat. Wollen wir ihn auf dieser Höhe erhalten, wollen wir, dass er siegreich fortschreite bis zu seinem Ziel, bis zur Abschaffung der Lohnarbeit, so müssen wir den betretenen Weg weiter verfolgen. Die Wissenschaft muss uns die Mittel zur sozialen Revolution an die Hand geben, oder wir werden sie nie erreichen.

III.

Ich fordere also als nächsten Schritt zur sozialen Revolution die eifrige und systematische Betreibung der Sozialwissenschaften, d. h. der Nationalökonomie und der Geschichte; ich fordere, um es mit dürren Worten zu sagen, dass von den Geldmitteln, die den sozialistischen Parteien zur Verfügung stehen, nicht Alles für Wahlzwecke, für Streiks, für Produktivgenossenschaften verausgabt, sondern ein entsprechender Theil zur Pflege der Wissenschaft verwandt wird. Und es liegt mir noch ob darzuthun, dass meine Forderung, scheinbar so theoretisch, scheinbar den alltäglichen Bedürfnissen so weit abliegend, doch eine durchaus praktische und sogar von den alltäglichen Bedürfnissen dringend erheischte ist.

Ich kann hier in einem Bilde sprechen. Man kann die Uebelstände, an denen die Gesellschaft leidet, mit Krankheiten vergleichen. Der Sozialismus hält die Gesellschaft für krank und will ihr Arzt sein.

Wenn man uns aber fragt, mit welchen Mitteln wir die kranke Gesellschaft zu heilen gedenken, so wird unsere letzte Antwort sein: wir wissen es nicht!

Wir wollen die Lohnarbeit abschaffen. Aber wie? Durch welche Maassnahmen? Wir wissen es nicht!

Nicht etwa, dass wir um einzelne praktische Schritte in Verlegenheit wären. Wir kennen eine ganze Menge kleiner Mittel, die sehr geeignet sind, die Noth zu lindern, z. B. zwangsweise Verkürzung der Arbeitszeit, zwangsweise Erhöhung der Löhne. Aber ebenso wusste man in früheren Jahrhunderten, ehe die Medizin wissenschaftlich betrieben wurde, gar mancherlei Mittel gegen die verschiedenen Krankheiten, Mittel, von denen manche sehr geeignet waren, die Schmerzen zu stillen. Aber heilen konnte man keine Krankheiten, darüber tappte man völlig im Dunkeln umher. Und erst als die Kenntniss des menschlichen Körpers wissenschaftlich betrieben worden war, gelangte man nach und nach dazu, die Krankheiten in ihrem Wesen zu erkennen und wirklich zu heilen, ja zum Theil sogar ihrem Ausbruch vorzubeugen.

Gerade das gilt heute für die Kunde von der menschlichen Gesellschaft. Wir wissen, wie gesagt, allerlei kleine Mittel zur Linderung der Schmerzen; aber über die Heilung wissen wir nichts. Darüber tappen wir vollkommen im Dunkeln umher.

Alles reduzirt sich auf die eine Frage: wie wollen wir die Lohnarbeit abschaffen? Und auf diese Frage wissen wir die Antwort nicht.

Was bisher von den sozialistischen Parteien gethan wird, kann deshalb, so nützlich es an sich ist, nicht genügen.

Wir wählen zum Parlament und erreichen dadurch, meines Erachtens, viel Nützlichcs. Aber schaffen wir die Lohnarbeit dadurch ab? Es wird wohl Niemand so kindlich sein, zu glauben, die Lohnarbeit werde die Liebenswürdigkeit haben sich aus der Welt zu verfügen, weil das Parlament vielleicht eines Tages so beschliesst.

Andere wieder verwenden ihre ganze Kraft auf Fachvereine, Produktivgenossenschaften, Streikorganisationen etc. und erreichen damit ebenfalls viel Nützlichcs. Führt das aber zur Abschaffung der Lohnarbeit? Ich kann nicht einsehen, wie. All solche Vorkehrungen bezwecken und erreichen nur Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Löhne u. dergl., also Linderung der Schmerzen, aber keine Heilung.

Viele unserer Genossen glauben, wir wüssten ganz gut die wirthschaftliche Massregel, welche die Abschaffung der Lohnarbeit herbeiführen werde, nämlich die Aufhebung des Privateigenthums. Das Parlament werde, sobald es eine sozialistische Mehrheit habe, die Aufhebung des Privateigenthums beschliessen, und damit falle die Lohnarbeit von selbst.

Ich halte diesen Satz für falsch.

Zunächst steht es noch keineswegs fest, dass mit der Aufhebung des Privateigenthums die Lohnarbeit fallen werde. Ich glaube allerdings auch, dass die Aufhebung des Privateigenthums dabei eine wichtige, wenn auch nicht die einzige Rolle spielen wird. Aber das ist bisher durchaus nicht mehr als ein Glaube. Um ihn zur Gewissheit zu erheben, bedarf es noch angestrenzter wissenschaftlicher Arbeit.

Ferner: welches Privateigenthum soll denn aufgehoben werden? Doch nicht alles, doch nur das zur Produktion bestimmte. Nur die Produktionsmittel sollen ja vergesellschaftet werden. Was sind aber Produktionsmittel? Wo ist die Grenze zwischen dem zur Produktion und dem zur Konsumtion bestimmten Privateigenthum? Das wissen wir so ohne weiteres auch nicht. Ja, auf diesem Gedankengang kommt man bald dazu, dass es sich überhaupt nicht um Aufhebung des Privateigenthums dreht, sondern darum, die Anwendung des Privateigenthums zur Ausbeutung Anderer unmöglich zu machen. Und dann hat die Frage auch äusserlich schon ein weit schwierigeres Ansehen.

Endlich aber: angenommen selbst, alle diese Schwierigkeiten seien gelöst; glaubt man nun wirklich, ein Beschluss des Parlaments werde genügen, um das Privateigenthum aufzuheben? Dann könnte das Parlament ebenso gut die Abschaffung der Lohnarbeit beschliessen! Oder noch einfacher, dann könnte es gleich das Aufhören der Noth und den Beginn der Freiheit beschliessen!

Durch eine sozialistische Mehrheit im Parlament die Aufhebung des Privateigenthums herbeiführen wollen, scheint mir eine kindliche Vorstellung.

Ich rede garnicht von dem Widerstand der reaktionären Gewalten, die sich einer sozialistischen Mehrheit mit Säbel und Bajonett in den Weg stellen würden, die es durch Aufhebung des Wahlrechts und andere Gewaltakte schon garnicht zu einer sozialistischen Mehrheit im Parlament kommen liessen. Ich nehme an, die sozialistische Mehrheit sei da und beschliesse die Aufhebung des Privateigenthums an Produktionsmitteln. Ich nehme sogar weiter an, sie habe auch die Macht, ihren Beschlüssen Gehorsam zu verschaffen. Ist dann das Privateigenthum aufgehoben? Keineswegs. Sondern dazu sind wirthschaftliche Maassregeln nöthig, wirthschaftliche Maassregeln, die wir noch nicht kennen und die wir erst vermittelst der Wissenschaft suchen müssen.

Im günstigsten Falle also würde dieser Einwand die Frage nur verschieben. Anstatt der Frage: wie schaffen wir die Lohnarbeit ab? würde es nun heissen: wie heben wir das Privateigenthum auf? Beide Fragen kann nur die Wissenschaft beantworten.

Freilich hat die Thätigkeit unserer heutigen sozialistischen Parteien, also die Betheiligung an Wahlen und Parlament, der gewerkschaftliche Kampf, die Genossenschaften, für unser revolutionäres Ziel eine grosse Bedeutung, nämlich diese: cinestheils die wirthschaftliche Besserstellung der Arbeiterklasse und dadurch ihre Kräftigung, so dass sie im Stande ist, revolutionäre Ideen in sich aufzunehmen und an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, und anderentheils die Ausbreitung unserer Ideen, die Agitation. Um einen Kampf zu führen, muss man Kämpfer haben, und solche zu werben ist die Aufgabe der Agitation. Aber damit allein ist nicht Alles gethan. Ausserdem muss man auch wissen, welche Kampfmittel man anwenden will, was man thun will. Und das herauszufinden, ist die Aufgabe der Wissenschaft.

Nicht wenige unserer Genossen glauben, die Agitation genüge; es sei nur nöthig, unsere Ideen immer weiter und weiter auszubreiten, und wenn eines Tages alle oder selbst nur die meisten Menschen Sozialisten seien, so werden sie eben die sozialistische Gesellschaft einrichten.

[Schluss im nächsten Heft.]

Rundschau.

Bücher.

Karl Kraus: Eine Krone für Zion. Wien 1898; Verlag von Moriz Frisch. 32 S. 8^o.

Vor etwa zwei Jahren veröffentlichte Karl Kraus in der Wiener Rundschau eine geradezu köstliche Persiflage der Jung-Wiener Dichter. Von dem seltsam abgeklärten Goethethum des Herrn aus Linz bis zu der Künstlerschaft jenes Griensteidl-Poeten, der seine Künstlerschaft im Wesentlichen in seinen Kravatten bethätigte: alles fand seine treffende Charakteristik, mitunter etwas verletzend, selten aber daneben gehend. Später hat Kraus noch manche Essays geschrieben, aber nicht oft wieder jene unmittelbar zwingende Wirkung erzielt. Das macht: Damals war der Gegenstand seiner Parodierung ein bedeutender, seine Kritik fand, wider Willen, bedeutende Züge; später handelte es sich meist um Theater- und sonstige Zänkereien, da war nicht viel herauszuholen. Jetzt wieder hat ihm ein drolliger Zufall ein bedeutenderes Sujet an die Hand gegeben, und da ist ihm wieder eine famos kleine Schrift gelungen

Diesmal hat er den Zionismus verarbeitet. Um einen Besuch loszuwerden, und weil er „nicht einsah, warum er einem verderblichen Zweck, der nie realisiert wird, seine Sympathien versagen sollte“, hat er eine Krone für Zion gezahlt, und alsbald sah er sich als Delegierten für den Zionistenkongress empfohlen. Um sich für dies private Ungemach zu rächen, entwirft er nun ein herrliches Bild von den Theilnehmern und den Berathungen des Basler Kongresses. Und wenn es vielleicht auch etwas übertrieben ist, dass die Berather von den wirtschaftlichen Möglichkeiten Palästinas nichts weiter wussten, als dass dort nach Aussage der Bibel Milch und Honig fließt, so ist es doch zweifellos, dass da im Allgemeinen der Schritt über das Erhabene hinaus leicht gemacht wurde. Und so konnte Kraus an den Kongresstheilnehmern sein Muthchen leicht kühlen.

Leider glaubt er auch, mit den Zionisten den Zionismus selbst aufs Haupt geschlagen zu haben. Das ist nun ganz und garnicht der Fall. Der Gedanke des Zionismus ist denn doch ein wenig tiefer, als Kraus ihn so darstellt; er ist keine blosse Ideen-Reaktion auf den westeuropäischen Antisemitismus. Er ist freilich nur ein — einstweilen — utopischer Vorschlag, aber er ist ausgegangen von den über die Maassen

traurigen Lebensverhältnissen des russisch-jüdischen Proletariats. Das scheint eine rein ökonomische Angelegenheit, und als Sozialisten wären wir geneigt, der Krausschen Kritik zuzustimmen: „Die den Hunger gemeinsam haben sollten, werden nach nationalen Merkmalen getrennt und gegen einander ausgespielt“. Nur vergisst er dabei, dass die verschiedene Kultur der Hungernden verschiedene Wege zur Beseitigung des Hungers nothwendig macht. Es giebt Sozialisten unter den Zionisten — das scheint ein Widerspruch, aber das ist es so wenig, wie etwa eine zeitweilige Schutzollpolitik dem Programm der Sozialdemokratie widerspricht. Beides soll eben nur ein Uebergangsstadium darstellen; vielleicht ist dies überflüssig, aber erst nach Prüfung der Sachlage; es ist nicht von vorneherein zu verwerfen. Und wenn Kraus über die zwecklose Romantik der Zionisten spottet, so übersieht er, dass dieser auch eine durchaus praktische Gegenwartsaktion erfordert; so sind z. B. die russisch-jüdischen Arbeitervereinigungen zum Theil von Leuten gegründet und geleitet, die auch den Zionismus in ihr Programm aufgenommen. Endlich aber denkt er garnicht an den bedeutenden ideellen Einfluss, den die zionistische Idee auf die Juden ausüben muss — zu denen „die israelitischen Bewohner der City, der Boulevards, des Thiergartenviertels und der Ringstrasse“ freilich nicht zu zählen sind.

Eine ernsthafte polemische Schrift ist also das kleine Büchlein nicht; aber lesenswerth ist es. Wenn der Zionismus vielleicht auch eine ernste Sache ist, seine derzeitigen Vertreter sind ganz gewiss nicht durchweg ernst zu nehmen. So hat denn Kraus geradezu prächtige Bildchen gezeichnet. Ganz auf der Höhe der Situation aber steht er erst, wenn er wieder auf seine alten Lieblinge, die Jung-Wiener, zu sprechen kommt. Denn ihre neueste Spielart hat sich auch mit dem tausendjährigen Schmerz des Judenthums befreundet; ihre nationale Lieblingsgestalt ist jetzt — nach Kraus — Hermann Bar-Kochba. Ich kann es mir nicht versagen, dem Leser wenigstens eine Probe zu geben, mit welcher köstlicher Grazie Kraus diese hervorragenden Zeitgenossen behandelt. Er schreibt da: „Es ist gewiss interessant, einen Dichter, der einst, wenn er sprach, das Rathhausviertel aufhorchen machte, nunmehr plötzlich alle gesellschaftlichen Zusammenhänge von sich abstreifen zu sehen. Er trennt sich von seiner exotischen

Kravatte, die das Ensemble der „sonderbaren Schwermuth“ stören könnte, bestellt beim vornehmsten Tailleur ein Gewand à la Sack und Asche, und gibt auf die Frage, was ihm denn fehle, immer nur zur Antwort: die Heimath . . .!“

Wie resagt, das Schriftchen ist sehr lesenswerth, und wenn es auch weiter nichts bewirkt, als dass man für Momente „den Satzgriesgram von der Stirn schüttelt“. C.

Varia.

Die Gruppe der sozialistischen Studenten von Lille, welche der Arbeiterpartei angehört, hat einen Studienklub organisirt, in welchem während des Wintersemesters bekannte Sozialisten über die sozialistischen Theorien sprechen werden. Die Gruppe hat ausserdem den folgenden Aufruf an die Liller Studenten veröffentlicht:

„Kommilitonen! In dem Augenblick, wo Ihr Euere Studien wieder aufnehmt, tobt um Euch ein aufs Schärfste zugespitzter Kampf zwischen der kapitalistischen, selbstherrlichen Reaktion, welche ihr verlorenes Ansehen zurückerobern will, und dem Weltproletariat, das seiner Kraft bewusst geworden ist und für die Befreiung Aller ringt.

In diesem Kampfe werdet auch Ihr bald Partei ergreifen müssen, Ihr mögt es wollen oder nicht.

Wir richten eine brüderliche Aufforderung an Diejenigen unter Euch, welche schon heute die Nothwendigkeit einer Parteinahme empfinden, aber inmitten des Durcheinander der Ideen und angesichts der sozialen Anarchie nicht wissen, welcher Meinung sie anhängen, welche Haltung sie beobachten sollen. Wir bieten kein neues Dogma, wir schwören auf keinen Meister. Aber wir studiren die Geschichte und die sozialen Thatsachen mittels der Methoden hervorragender Männer, welche die gegenwärtige Krise und ihren unabwendbaren Ausgang bereits lange vorausgesehen haben. Die Zeit der rein idealistischen Spekulationen träumender Theoretiker ist vorüber, welche die Veredelung des Menschen als die nothwendige Voraussetzung für die Umgestaltung der Gesellschaft erachteten. Wir nehmen den Menschen, wie er ist. Wir studiren sein Innenleben, seine Natur und sein Sein und Thun in der Gesellschaft; wir untersuchen den Mechanismus der Gesellschaft und die Umwandlungen, die unvermeidlich

sind; wir erkennen in der unvernünftigen Gegenwart die Keime zu einer vernünftigen Zukunft. Die Geschichte bestätigt unsere Auffassung. Sie zeigt uns die Menschheit, wie sie durch Revolutionen und Perioden der Reaktion der vollständigen Befreiung des Proletariats aller Länder entgegen-schreitet. Wann und wie sich diese Befreiung vollziehen wird; welcher Art sie ist; welche Anzeichen dafür sprechen, dass sie in naher Zukunft erfolgt: diese Fragen suchen wir auf dem Wege des Studiums zu beantworten, und wir fordern Euch auf, mit uns zusammen nach ihrer Beantwortung zu streben. Soll diese Befreiung mit Euch oder gegen Euch geschehen? Mögen Alle, denen sich diese Frage aufdrängt, mit uns den wissenschaftlichen Sozialismus studieren. Kommilitonen, wir wissen im Voraus, dass in unseren Reihen die von Euch bleiben werden, welche sich zu einer festen Ueberzeugung durchgerungen haben. Aber, wie unsere Pariser Freunde trefflich erklären: was den Ueberläufern der kapitalistischen Klasse, die sich dem Sozialismus zuwenden, hauptsächlich noth thut, das ist die Ersetzung der alten ideologischen Auffassungsmethoden durch die materialistische Methode der wissenschaftlichen Sozialismus. Es ist eine intellektuelle Umwandlung, welche sich übrigens nur in langer Berührung mit der Arbeiterbewegung vollziehen kann. Deshalb fordern wir Euch auf, lediglich als Studierende, als Lernende an der revolutionären Aktion des Proletariats Theil zu nehmen. Durch die proletarische Bewegung sollt Ihr in der Schule der Thatsachen Euch unterrichten, Ihr sollt lernen, ehe Ihr handelt. Wir führen zu Gunsten unserer Aufforderung nicht Euere gegenwärtigen und zukünftigen Interessen ins Feld; wir wenden uns an Euren Verstand. Als freiwillige oder unfreiwillige Deserteure der Bourgeoisie dürft Ihr nicht vergessen, dass es nicht Eure Aufgabe ist, die Stellung einer Klasse zu bestimmen, die sich selbst führen muss, und deren Organisation ohne Euch wuchs und sich entwickelte. Eine isolirte, von der allgemeinen Arbeiterbewegung unabhängige Studentenbewegung wäre ein Kinderspiel. In dem Kampfe, welchen das Weltproletariat gegen die Kapitalistenklasse führt, werdet Ihr deshalb an unserer Seite in den Reihen des national und international organisirte Proletariat Stellung nehmen, und das dem Gebote der Wissenschaft und der geschichtlichen Nothwendigkeit entsprechend.“

Cl. Z.